

TOUR ★ SAMSTAG 22. JANUAR 2011

LORRAINE

GEMEINGÜTER BEFREIEN

WASSER | BERGBAU | ÖFFENTLICHER RAUM |
STREETART | COMMONING | PATENTE |
CREATIVE COMMONS | KOLLEKTIVITÄT

DAS TOUR DE LORRAINE PROGRAMM

DRUCKEREI REITSCHULE

siebdruck offset textildruck gestaltung digitaldruck
tshirts kleber plakate heftli buttons flugis faltprospekte postkarten aufnäher
031 306 69 65 drucki@reitschule.ch www.drucki.reitschule.ch postfach 7611 3001 bern

grundrechte.ch

Weil Grundrechte eine starke Lobby brauchen.
Werde Mitglied!

grundrechte.ch • Postfach 6948, 3001 Bern
www.grundrechte.ch • info@grundrechte.ch

tegona

Setzen Sie Open Source Software auch in Ihrem Umfeld ein

Wir unterstützen Sie dabei

www.tegona.com

Tegonal GmbH | Wasserwerksgasse 2 | 3011 Bern

augenwerk

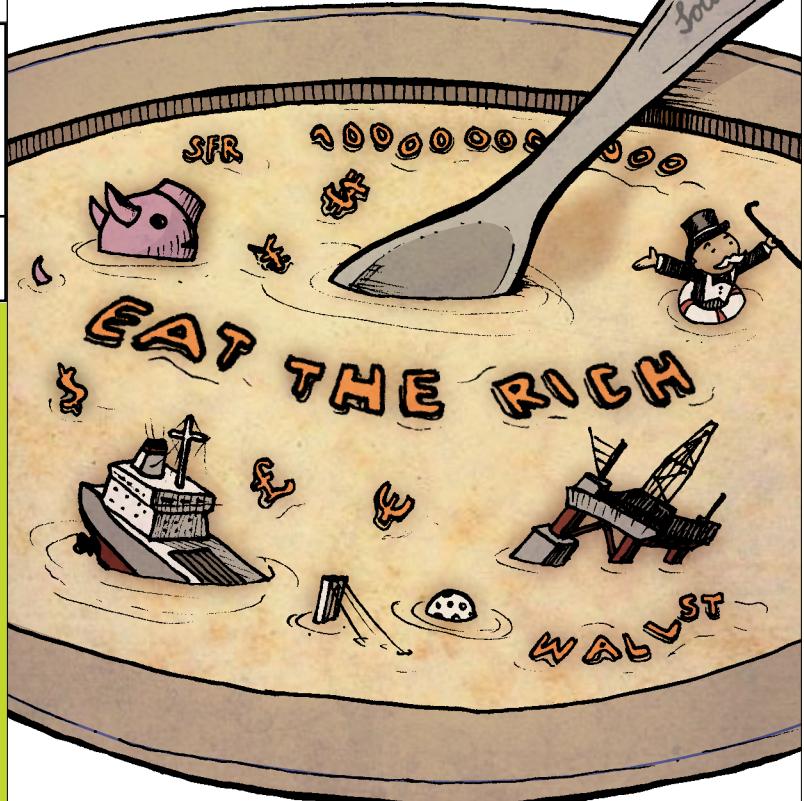
brillen & kontaktlinsen



Marktgasse 52, 3. Stock | 3011 Bern | Tel. 031-311 02 02

Sous le Pont
Die Beiz der Reitschule Bern

Neubrückstrasse 8, Postfach 5053, 3001 BE
031 306 69 55 / slp@reitschule.ch
www.souslePont.ch



Café Rebeldia

Für Deinen täglichen Aufstand.

gebana
Hafenstrasse 7
8005 Zürich
T/F 043 366 65 00/05
info@gebana.com
www.gebana.ch



Bio – lieber von hier als von dort!

Länggassstrasse 30, 3012 Bern
www.hallerladen.ch

Schauen Sie selbst!
► Führungen durch die Reitschule Bern
Samstag 22.1. 19.2. & 19.3., jeweils um 17h
Treffpunkt: Vorplatz

«Hort von Terroristen»?





Mariachis, 03.06.2007, Jurastrasse, Bern

EDITORIAL

GEMEINGÜTER BEFREIEN

REDAKTION. ALS GEGENBEWEGUNG IN EINER ZU- NEHMEND PRIVATISIERTEN WELT ERLEBEN GEMEIN- GÜTER EINE RENAISSANCE. DIE TOUR DE LORRAINE NIMMT VERSCHIEDENE ASPEKTE UNTER DIE LUPE.

Ende Januar treffen sich die Reichen und Mächtigen am World Economic Forum in Davos. Unter dem Motto «Gemeinsame Normen für eine neue Realität» soll die Weltwirtschaft wieder angekurbelt werden. Die Wirtschaftsbosse können sich wieder ungestört in Davos treffen und ab sprechen. Vor rund zehn Jahren war das noch anders. Während dem WEF machten sich Tausende Demonstrant_innen auf den Weg nach Davos, um gegen das Diktat von oben zu demonstrieren. Nur mit einem massiven Polizei- und Armeeaufgebot konnten die Demonstrierenden in ihrem gemeinsamen Ziel, das WEF zu blockieren, gestoppt werden. Im Juli 2001 versammelten sich gar Hunderttausende in den Strassen von Genua, um den G8-Gipfel, den Gipfel der mächtigsten Industriestaaten, zu behindern.

Auf verschiedenen Kontinenten erblühte zu Beginn des neuen Jahrtausends Widerstand gegen die Privatisierung von Dienstleistungen und natürlichen Ressourcen. An internationalen Treffen wie dem Weltso-

zialforum, das als «Anti-Davos»-Kongress lanciert wurde, oder in Netzwerken wie der People's Global Action lernten sich die Akteur_innen aus dem Süden und Norden kennen, erkannten Gemeinsamkeiten und verkündeten: «Eine andere Welt ist möglich!». Im Austausch miteinander wurde über Wirtschaftsmodelle jenseits von Markt und Staat diskutiert und die Förderung und der Schutz der Gemeingüter als verbindendes und zukunftsweisendes Anliegen erkannt.

Die spektakulären Massenproteste sind hierzulande in den letzten Jahren rar geworden, obwohl es heute mit der Finanz- und Wirtschaftskrise noch mehr Gründe gäbe, die Banditen am WEF zu stürzen. Trotz dieser Niederlage auf der Strasse hat der Aufbruch vor einem Jahrzehnt Spuren hinterlassen. Auch wenn sie nicht mehr so sichtbar sind wie damals, gibt es zahlreiche Gruppierungen und Initiativen, die nach wie vor überzeugt sind, dass «eine andere Welt möglich» ist, und die bereits heute «Alternativen säen».

Zum Beispiel die Tour de Lorraine, die vor elf Jahren aus dieser Aufbruchsstimmung entstanden ist. So wurde an der Tour de Lorraine vor einem Jahr das Vertragslandwirtschaftsprojekt soliTerre lanciert, das seither 150 Haushalte in Bern wöchentlich

BILDSTRECKE VON STEFAN BOLLIGER STREETART RUND UM BERN

Es ist eine Kunstgattung, die sehr lebendig und entsprechend schnelllebig ist. Was gestern noch da war, kann heute schon verschwunden sein. Im Rahmen seiner Diplomarbeit zur Hip-Hop-Szene Berns dokumentierte Stefan Bolliger mehrere Jahre lang die Strassenkunst der Stadt. Urban, humorvoll, schön oder kritisch wirken die Werke, welche das Strassenbild von Bern in den Jahren 2006 bis 2008 geprägt haben.

Ein Teil der Bilder wurde publiziert in: Stefan Bolliger, «HipHop lebt. Konstruktion und Artikulation von Identität unter HipHop-Künstlerinnen und -Künstlern aus der Berner Szene», Geographica Bernensia Verlag, 2009.

Wir danken Stefan Bolliger, dass er uns seine Fotografien zur Verfügung gestellt hat.

Impressum: Tour de Lorraine 11 – Gemeingüter befreien

Herausgeberin: Verein Tour de Lorraine

Redaktion: Marina Boltzli, Rebecka Domig, David Böhner

Fotos: Stefan Bolliger

Titelbild: 3a3.ch

Layout: Daniel Knobel

Korrektorat: Sandra Ryf

Druck: NZZ Print, Schlieren

Auflage: 22 000 Ex.

 Alle Texte stehen unter der «Attribution Share Alike»-Lizenz von Creative Commons.

Mit einer Spende helfen Sie, die Kosten dieser Zeitung zu decken, und unterstützen den Verein Tour de Lorraine.

Unser Spendenkonto: 60-614796-1, Tour de Lorraine, Postfach 8701, 3001 Bern

mit frischem biologischem Gemüse aus der Region versorgt. Vertragslandwirtschaft repräsentiert eine konkrete Alternative in einem System, in dem fast alles dem Marktdiktat unterworfen ist. In diesem Jahr dreht die Tour de Lorraine das Rad weiter und nimmt die Gemeingüter unter die Lupe.

Gemein – was? Kein Wunder bereitet es Mühe, zu verstehen, um welche Konzepte es bei Commons oder Gemeingütern geht. Sie sind selten geworden in einer weitgehend privatisierten Gesellschaft. Dass die Allmenden ein gemeinschaftlich genutztes Feld bezeichnen, lernen wir höchstens noch im Geschichtsunterricht. Doch Gemeingüter bilden das Fundament unserer Gesellschaft und müssen beschützt und gefördert werden: Öffentlicher Raum ist dabei genauso mitgemeint wie beschränkt vorhandene Rohstoffe wie Wasser und Holz. Auch Wissen und Kultur sind Gemeingüter – mit dem Unterschied, dass der Nutzen von allen wächst, je mehr Menschen ihre Kenntnisse und Kreativität einfließen lassen.

Gemeingut sind zum Beispiel auch im Wald wachsende Pilze. Damit diese Pilze von allen gesammelt werden können, ist es aber nötig, zu regulieren, wie gross die gesammelte Menge pro Person sein darf. Ausserdem gibt es in manchen Kantonen Schontage, damit die Pilze genügend Zeit haben, nachzuwachsen. So sollen die Pilze nicht dasselbe Schicksal erleiden wie die Fische in überfischten Meeren.

Die Definition des Begriffs Gemeingut könnten wir übrigens auch im Online-Lexikon Wikipedia nachschlagen. Wikipedia ist dabei selbst eine zeitgemäss Form von Gemeingut. Alle können Wissen beisteuern, und alle dürfen sich dieses Wissens bedienen. Dabei gilt bei Wikipedia wie bei jedem Gemeingut, dass die Regeln zur Verwendung klar definiert sein müssen. Nach welchen Richtlinien diese Regeln aufgestellt werden können, zeigt die Politikwissenschaftlerin und Umweltökonomin Eleanor Ostrom auf. Sie beweist auch, dass es nicht zwangsläufig zu einer Übernutzung von Gemeingütern kommen muss. Dafür ist Ostrom 2009 mit dem Wirtschaftsnobelpreis ausgezeichnet worden.

Und nicht zuletzt ist es wichtig, dass sich die Mitglieder einer Gesellschaft zu einem Gemeingut bekennen, Sorge dazu tragen und es gegen profitorientierte Privatinteressen verteidigen. Das kann im besten Fall so sein wie vor Kurzem in Paris, wo nach Protesten der Bevölkerung die privatisierte Wasserversorgung wieder in die Hände der Gemeinschaft gelegt wurde.

In diesem Sinne: Lasst uns gemeinsam Gemeingüter befreien und entwickeln!

DIE TOUR DE LORRAINE UNTERSTÜTZT LINKE PROJEKTE UND GRUPPEN

Der Verein Tour de Lorraine verteilt den Gewinn der Tour de Lorraine an linke Projekte und Organisationen im In- und Ausland. An den vierteljährlichen Vorstandssitzungen wird über die eingetroffenen Unterstützungsanträge entschieden. Dabei werden in der Regel Beträge zwischen eini-

gen Hundert bis ca. 5 000 Franken gesprochen. Vorstandsmitglieder des Vereins Tour de Lorraine sind Personen aus folgenden Gruppen: attac Bern, augenauf Bern, OeMe-Kommission der Stadt Bern, Brasserie Lorraine, Restaurant Sous le Pont.

Unterstützungsbeiträge 2009

- Verein «immerda» (nichtkommerzielles Computerprojekt für Aktivist_innen)
- Dance Out Moneymania 2009 & Dance Out WEF
- Internationale Konferenz «Das andere Davos 09»
- Velokarawane gegen Gentechversuche
- Radio RaBe, Inforedaktion
- IFIR – International Federation of Iraqi Refugees
- Anti-Folter Kampagne in Guerrero (Bundesstaat in Mexiko), via medico international
- Walal – Schwester. Kultur- und Informationsanlass zu Mädchen- und Frauenbeschneidung anlässlich des internationalen Tags gegen Gewalt an Frauen
- Autonome Schule Denk-Mal
- Attac-Sommeruni
- Antifaschistischer Abendspaziergang 2009 in Bern
- Kampagne gegen die WTO-Ministerkonferenz in Genf vom Dezember 09
- Potpourri Anatolien (Aktivitäten der Gruppe im Rahmen des Festivals «50 Jahre Quartierverein im Tscharnergut»)
- dafne – das feministische Netz
- Fiche 2.0 – Demo gegen Überwachungsstaat und DNA-Fichierung vom 5.12.09 in Bern
- Dokumentarfilm «Amarillo» über Menschenrechtsverletzungen und Vertreibungen in Kolumbien

Unterstützungsbeiträge 2010

- Protestcamp «Bleiberecht für alle», Bern
- Vision 2035, Veranstaltungsreihe in Biel
- Antifaschistischer Abendspaziergang 2010 in Bern
- Edition Entremonde. Publikationsbeitrag für «Les Autoréductions» von Yann Collonges und Pierre Georges Randal
- Velokarawane gegen Gentechversuche
- «Rote Karte für die Putschregierung in Honduras» – Solidaritätsaktion anlässlich der Fussball-WM
- Saatgutbörse Longo Maï
- Plakatkampagne der action autonome
- Internetplattform «www.chefduzen.ch»
- Ekta Parishad in Indien, Beitrag für ein Jugendcamp zur Vorbereitung eines grossen Protestmarsches im Jahr 2012
- La Blatt, Anarcho-Zeitung aus Biel
- Vertragslandwirtschaftsprojekt Bern (daraus hervorgegangen ist der Verein soliterre)
- Landwirtschaftsprojekt «Les Pommerats» bei Saignelégier
- Veranstaltungsreihe «Theorie um Tierbefreiung» in verschiedenen Schweizer Städten.
- Bildungsprojekt Bats'il Kop in San Cristóbal de las Casas, Mexiko

ANTIDOT-INCLU: DAS NEUE FORMAT

antidot-inclu erscheint unregelmässig und wird der Wochenzeitung WOZ beigelegt. Herausgegeben wird antidot-inclu von einem von der WOZ unabhängigen Verein, der der widerständigen Linken die Möglichkeit anbietet, ihre Inhalte und Kampagnen einer breiten linken Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Und so funktioniert es: Interessierte Gruppen sprechen ihr Projekt mit antidot ab. antidot bietet im Minimum Beratung bei der

Zeitungssproduktion und einen – dank der Solidarität der WOZ – finanzierbaren und übersichtlichen Kostenrahmen. Das Layout der Zeitung ist vorgegeben, der Inhalt aber bleibt Sache der jeweiligen Redaktionsgruppe.

Wenn ihr Interesse an einer eigenen Zeitung im Rahmen von antidot-inclu habt, könnt ihr Kontakt mit uns aufnehmen über: inclu@antidot.ch.

Reto Plattner, Yvonne Zimmermann, David Böhner

COMMONING

ANTIKAPITALISTISCHES UNTERNEHMERTUM

TEX. DIE AKTUELLE WIRTSCHAFTSFORM – DER KAPITALISMUS – ZERSTÖRT UNSERE SOZIALEN UND ÖKOLOGISCHEN LEBENSGRUNDLAGEN, ANSTATT DASS ER SIE GEWÄHRLEISTET (GLOBAL BETRACHTET). JEDER WEISS DAS, UND ES WIRD IMMER OFFENSICHTLICHER.



Hall of Fame, 21.07.2008, alter Steinbruch Ostermundigen

Trotzdem haben es kritische Kräfte, die das ändern wollen, schwer, sich politisch durchzusetzen. Denn es gilt: «Wes Brot ich ess, des Lied ich sing». Es ist absurd, dass in einer Demokratie Unternehmer_innen ihre Macht einfach nach eigenem Gutdünken ausüben können, während Politiker_innen via aufwändige Prozeduren in relativ machtlose Positionen gewählt werden müssen.

Linke Politik

Linke Politik steht den kapitalistischen Interessen entgegen. Aber sie bleibt wirkungslos, weil die Menschen ihren aktuellen Brötchengebenden lieber nicht ans Bein pinkeln. Darum sollte linke Politik auf der wirtschaftlichen Ebene stattfinden – ganz direkt in Form von Unternehmertum. Damit ist nicht lediglich «Social Entrepreneurship» gemeint oder generell «Non-Profit». Dem Kapitalismus sollte gezielt und konkret der Boden entzogen werden. Er muss in der Praxis gänzlich ersetzt werden, da-

mit seine destruktiven Effekte endlich aufhören zu wirken.

Commoning

Eine zentrale Rolle hierfür spielen Gemeinschaften, die Gemeingüter verwalten («commoning»). Wobei alle Güter «Gemeingüter» sein können, die wir als solche definieren. Diese Gemeinschaften sind die Zellen einer emanzipatorischen, partizipativen, solidarischen Wirtschaft. Sie sind die Brötchengeber der Zukunft. Es geht nicht nur darum, Betriebe durch die Belegschaft selber verwalten zu lassen. Denn auch selbstverwaltete Betriebe verhalten sich zwangsläufig nach kapitalistischen Kriterien, wenn sie sich auf dem Markt behaupten müssen. Stattdessen sollten alle Beteiligten einbezogen sein, also auch die Konsument_innen-Seite – sowohl in die Entscheidungen als auch nach Bedarf ganz konkret in die Produktion. Möglichst der gesamte Verwertungsprozess eines Gutes – von der Rohstoffgewinnung bis zum

Konsum und der Abfallentsorgung – sollte innerhalb dieser Erzeugenden-Verbrauchenden-Gemeinschaft (EVG) stattfinden. Damit wird der Konkurrenzmarkt (Prinzip der gegenseitigen Übervorteilung) als Entscheidungsträger ausgeschaltet. Nicht mehr eine unsichtbare Hand oder völlig entfremdete Kapitalgeber_innen und Manager_innen bestimmen, wie der Hase läuft, sondern schlicht und einfach die zivilisiert artikulierten und gemeinsam vernünftig abgewogenen Interessen und Bedürfnisse der direkt Beteiligten und Betroffenen, z.B. an einer Vollversammlung. Man muss dazu nicht komplett aussteigen oder sich umfassend selber versorgen. Eine EVG funktioniert auch, wenn sie sich nur auf ein bestimmtes Produkt oder auf eine bestimmte Branche fokussiert. Konkrete Beispiele gibt es in der Schweiz vor allem in der Landwirtschaft (z.B. Gartenkooperativen). Das Prinzip ist jedoch auch auf andere Wirtschaftszweige anwendbar (z.B. Textilien, Energie, Transport etc.). Wirt-

schaft «machen» bzw. «Unternehmertum» bekommt auf diese Weise den Charakter einer Bürger_innen-Initiative und kann dezidiert antikapitalistisch sein.

Unternehmertum

In Anlehnung an Wikipedia kann die Begrifflichkeit von «Unternehmertum» wie folgt zusammengefasst werden: Unternehmer_innen entdecken Chancen, evaluieren Ideen und nutzen Möglichkeiten. Sie haben Visionen, die sie begeistert und hochmotiviert mit Ausdauer und Entschlossenheit umsetzen. Sie vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Sie kennen ihre Grenzen und identifizieren mögliche Partner_innen oder bauen sie auf. Sie denken schöpferisch, sind entscheidungsfreudig, assoziativ in ihren Vorstellungen und lebhaft in ihrer Phantasie. Gleichzeitig wägen sie Chancen und Risiken realistisch ab. Unternehmer_innen verarbeiten Misserfolge schnell und behalten in kritischen Situationen einen klaren Kopf. Sie sind kooperativ und haben Einfühlungsvermögen, um mit ihren Partner_innen etwas zu erreichen. Sie operieren oft in unbekanntem Feld, bleiben aber trotzdem handlungsfähig. Und: sie zerstören alte Strukturen, um neue zu schaffen.

Jetzt!

Superman? Ach was! Das können wir alles auch – besser sogar! Aktuell sind die bisherigen ökonomischen und politischen Autoritäten und ihr ganzes System drumherum recht grundsätzlich in Frage gestellt. Diese Wirtschaft ist kontraproduktiv, der Staat ratlos und das Individuum ausgeliefert. Worauf warten wir? Die Bildung von EVGs ist anspruchsvoll, aber nicht besonders schwer. Das Knowhow für alle wichtigen und die meisten unwichtigen Dinge steht zur Verfügung. Die personellen Mittel sind ebenso im Überfluss vorhanden, nur setzen wir sie zurzeit am falschen Ort ein: Wir arbeiten bereits alle (bezahlt oder unbezahlt), aber bis jetzt noch für den privaten Profit von jemand anderem statt für unseren individuellen und gemeinschaftlichen Bedarf. Und auch die benötigten finanziellen Mittel fliessen bereits heute tagtäglich durch unsere eigenen Hände: Mit den Produktenpreisen, die wir überall zahlen, finanzieren wir nämlich die (in der Regel kapitalistischen) Betriebe dahinter mit – andernfalls würden sie nicht überleben. Alternativ dazu könnten wir unsere Einkommen oder Teile davon jetzt auf der Stelle für die Errichtung von EVGs einsetzen. Kein Chef und keine Polizei hindert uns daran, unsere Wirtschaft selber zu gestalten (unternehmerische Freiheit!). Die Genossenschaft ist nicht der einzige, aber ein zweckmässiger juristischer Rahmen, um Commoning zu realisieren.

STRASSENKUNST

«WIR BETREIBEN VISUELLE ENTEIGNUNG»

**MARINA BOLZLI. «MICH FRAGT JA AUCH
NIEMAND, OB ICH ÜBERALL H&M-PLAKATE
MIT HALBNACKTEN MODELLEN SEHEN
WOLLE. ODER SVP-PLAKATE. NUR WEIL DIE
SO VIEL GELD HABEN, HEISST DAS DOCH
NICHT, DASS SIE MEHR RECHT ALS ICH
HABEN, ALLES ZUZUPFLASTERN.» – EINE
NACHT UNTERWEGS MIT ZWEI GRAFFITI-
KÜNSTLERN.**

Bern. Das letzte Tram rumpelt hell erleuchtet und leer bis auf drei dick eingepackte Gestalten der Endstation Saali entgegen. Draussen ist es dunkel und still, ein gewöhnlicher Wochentag kurz vor Weihnachten, das wohlbehütete Leben spielt sich drinnen ab. Kurt W. und Beat Z., die im richtigen Leben nicht so heißen, haben mich zwei Stunden zuvor zu sich in die Wohnung bestellt. Sie wollen heute Nacht gemeinsam *malen* gehen und mir dabei von ihrer Leidenschaft für Streetart erzählen. Kleistern und Sprayen ist seit vielen Jahren ein wichtiger Bestandteil in ihrem Leben: Kurt und Beat machen ihre Kunst dort, wo sie wollen, und ohne vorher um Erlaubnis zu fragen. Dabei begehen sie jedes Mal von Neuem eine Straftat. Es ist eine Leidenschaft, die in der Gesellschaft oft als unnötig und verschandelnd angeprangert wird. Genau darum interessiert mich, was die Beweggründe von Kurt und Beat sind. In einem stillen Moment wird Beat später sagen: «Wir betreiben visuelle Enteignung. Wir eignen uns den öffentlichen Raum, der uns weggenommen wurde, wieder an durch unsere Graffiti.»

Der ideale Spot zum Malen

Kaum sind wir aus dem Tram gestiegen, holt uns die Nacht ein. Kein Stern ist zu sehen, aufgetauter Schlamm klebt an unseren Schuhen. Wir benutzen Schleichwege und landen bald einmal auf einen Feldweg, der parallel zur Autobahn verläuft. Hier hat Kurt kürzlich, als er mit dem Auto unterwegs war, einen *Spot* entdeckt,

eine Lärmschutzmauer, die lange Zeit von Klettergebüsch überwachsen war, welches vor kurzem zurückgeschnitten wurde. Ein idealer Ort zum *Malen*. Noch ist nicht klar, wie *safe* die *Location* ist.

Wenn Kurt und Beat erzählen, muss ich oft nachfragen, was sie mit einem Ausdruck genau meinen. Schnell habe ich festgestellt, dass es in dieser Szene, die historisch eng mit Hip-Hop verknüpft ist, eine eigene Art gibt, sich auszudrücken. «Viele englische Begriffe, gell», sagt Beat, während er mühe-los einen steilen Bahnhang hinunterklettert. Beat hat mir zuvor in Gesprächen mehrmals von diesen Nächten, in denen er mit seiner Crew unterwegs ist, vorgeschwärmt. «In der Nacht gehört die Stadt den Tieren», sagt er, «die Stimmung ist unglaublich friedlich und schön.» Nach den gemeinsamen Aktionen gehe die Crew jeweils zu Fuß zusammen nach Hause, manchmal stundenlang. «Weisst du, ein wichtiger Teil von Streetart ist das Gemeinschaftserlebnis.» Beat redet leise und ruhig, er ist ein besonnener Typ. In den 15 Jahren, seit er nachts staatlich verbotene Dinge tut, ist er noch nie von der Polizei aufgegriffen worden. Trotzdem will er weder telefonieren noch mailen mit mir. Beat ist vorsichtig.

Die Lärmschutzwand ist hoch. Ich frage mich, wie wir auf die Autobahn gelangen sollen. «Lass uns die Dosen *bunkern* und das Gelände *auschecken*», sagt Kurt und deponiert seine Sachen in einem Gebüsch. Wir gehen weiter, es ist mittlerweile etwas nach



Soja/Jam-Pieces, 26.04.2007, Kunsthalle Bern

ein Uhr nachts. Viel zu früh, um loszulegen. Zu dritt schlendern wir nebeneinander und breit wie ein Auto durch dunkle Nebengässchen, passieren Unterführungen, schauen uns ab und zu um, ob jemand zu sehen ist. Niemand. Wir suchen die beste Zugangsmöglichkeit zum ausgewählten Spot.

Kurt findet Autobahn ziemlich *safe*. Vor den Scheinwerfern könne er sich verstecken, andere Störfaktoren müsse er eigentlich nicht befürchten. Riskanter Sachen, wie Objekte in der Stadt, *macht* er seit einiger Zeit nicht mehr. Er beschränkt sich auf die Disziplinen Autobahn und Bahntrassee. Kurt ist Vater einer kleinen Tochter, schon nur deshalb will er nicht mehr dieselben Risiken wie früher auf sich nehmen. Viele seiner ehemaligen Weggefährten haben aufgehört, ganz einfach, weil sie einen festen Job annahmen, Familie hatten, die Sicherheit nicht gefährden wollten.

Mehr als pubertärer Protest

Kurt und Beat sind beide über dreissig. Streetart sei nicht nur eine Jugendkultur, sagen sie, es sei mehr als pubertärer Protest und Verschandelung. «Wir fragen nicht zuerst – wir malen einfach. Dadurch werden wir vom Bürgertum in Frage gestellt», sagt

Kurt. «Wir halten uns nicht an Besitzansprüche, verwirren das Bürgertum in seinem Anspruch, alles zu kontrollieren und zu reglementieren. Nicht zuletzt deshalb sind sie auch so repressiv gegen uns.»

Kurt und Beat haben beide einige abenteuerliche Fluchtgeschichten auf Lager, wurden einige Male beinahe von der Polizei *reingenommen* und kamen nur mit viel Glück davon. Einmal sprang Beat, als er von einem Polizisten überrascht wurde, der ihn mit der Taschenlampe blendete und schon die Hand nach ihm ausgestreckt hatte, aus Panik in die Aare. Tropfass und völlig erschöpft musste er schliesslich auf Umwegen durch dunkle Gassen nach Hause gehen. «Ja, natürlich geht es auch um dieses Räuber- und-Poli-Spiel», sagt Kurt. Beat nickt. Doch das sei nur ein Teil des Puzzles. Streetart sei eine Leidenschaft, er wolle sich stetig verbessern, seine *Typo* – das sind die Buchstaben oder Buchstabenfolgen, die Sprayern_innen benutzen – perfektionieren. Natürlich gebe es auch andere, solche, die ihre *Tags* – die Buchstabenfolge, die sie sich ausgesucht haben – an möglichst vielen Orten streuen wollten. «Manchmal, wenn ich im Zug oder im Tram sitze, höre ich, wie Leute abschätzig über ein Graffiti reden», sagt

Beat. «Ich muss dann schmunzeln. Mich fragt ja auch niemand, ob ich überall H&M-Plakate mit halbnackten, magersüchtigen Modellen sehen wolle. Oder SVP-Plakate. Nur weil die so viel Geld haben, heisst das doch nicht, dass sie mehr Recht als ich haben, alles zuzupflastern.»

«Tu so, als seist du ein Stein»

Streetart-Künstler_innen nehmen sich das Recht auf den öffentlichen Raum selbst. Zum Beispiel heute Nacht. Kurt taxiert mich und vor allem meinen modischen Wintermantel mit einem Blick von oben bis unten. «Wenn ein Auto kommt, musst du dich flach hinter die Leitplanke legen. Hätten wir dir vielleicht sagen sollen.» Falls ich es nicht schaffe, mich zu ducken, müsste ich regungslos stehen bleiben. «Tu einfach so, als seist du ein Stein», rät mir Kurt.

Wir haben uns für einen Zugangsort auf die Autobahn durch eine Fluchttüre entschieden. Erst ziehen sich die beiden um. Arbeitshosen, Gesichtsvermummung und vor allem Handschuhe. «Wir kaufen die Dosen schon mit Handschuhen ein, es dürfen nirgendwo Fingerabdrücke gefunden werden», sagt Kurt. Beat klettert nun über die hohe Mauer und öffnet uns die Türe

von innen. Zwischen Leitplanke und Lärmschutzmauer ist nur ein schmaler Streifen Erde. «Duck dich», ruft Beat. Ich gehorche. Kauere hinter der Leitplanke und spüre, wie mich Scheinwerfer eines Autos streifen. Dann ist es wieder dunkel und still. Wir rennen weiter, wir sind auf der falschen Seite der Autobahn. Schliesslich finden wir eine kleine Einbuchtung, Beat und Kurt verweilen eine Weile mit mir dort. Ich solle mich an das Gefühl gewöhnen. Ich kann gar nicht glauben, dass uns die Autolenker_innen so nah an der Autobahn nicht sehen. Doch sind sie wohl zu sehr fokussiert auf ihren gradlinigen Weg. Beat und Kurt rennen flink über die Autobahn. Im Dunkeln sind sie fast nicht auszumachen. Mich lassen sie zurück, für mich sei es angenehmer an meinem *safen* Platz. Falls jemand komme, solle ich hinten über den Zaun klettern, ruft mir Kurt noch zu. «Und überleg dir schon mal, was du ihnen sagst, warum du hier seist. Irgendeine Geschichte.»

Aufstehen, sprayen, hinlegen, warten
 Keine Ahnung, was ich auf einer Autobahn irgendwo bei Gümligen mache. Ich wage nicht, mich gross zu bewegen. Von der anderen Seite sind leise Geräusche zu hören, das Sprühen der Dosen. Wenn Autoscheinwerfer auftauchen, hört das Geräusch auf. Aufstehen, sprayen, hinlegen, warten. «Am Schluss bin ich immer nass geschwitzt», sagt Beat. Von Ferne schlägt eine Kirchenglocke zwei Uhr, dann halb drei. Manchmal, wenn ein Auto die Wand kurz beleuchtet, sehe ich für einen kleinen Moment die Schriftzüge, die entstehen. Die *Tipo* von Kurt und Beat, ihre Kunst. Beat nennt sich nicht Künstler. Er nennt sich Handwerker. «Ich fühle mich in diesen Kunstszenen unwohl», sagt er. Und er könnte sich auch nicht vorstellen, ein Bild in eine Galerie zu hängen. «Meine Werke gehören auf die Strasse, sie sind für die Strasse», sagt er.

Heute Nacht haben Kurt und Beat dem Bürgertum ein weiteres Werk geschenkt. Noch wissen die beiden nicht, wie lange es dort stehen bleiben wird, was dazu gesagt werden wird. Doch die Botschaft ist angebracht: Der öffentliche Raum gehört uns allen.

Gemeingüter / commons

Gemeingüter oder Commons – der englische Begriff – sind Quellen von Wert und Werten. Sie sind nicht nur eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe. Denn Gemeingüter können nur existieren durch die aktive Beteiligung aller Nutzer_innen. Sonst besteht die Gefahr einer Übernutzung, oder aber sie können durch Nicht-Nutzung verschwinden. Nicht alles ist Gemeingut, aber vieles kann Gemeingut werden. Gemein-

EINE REISE DURCH DIE COMMONS IN DEN ANDEN

DAS INDIGENE IN UNS

MASSIMO DE ANGELIS. IN DEN SÜDAMERIKANISCHEN ANDEN IST DAS COMMONING EIN TEIL DES INDIGENEN LEBENSGEFÜHLS, DAS DIE KAPITALISTISCHEN KONZEpte DER EHemALIGEN KOLONIALMÄCHTE ZURÜCKWEIST. MINGAS UND ANDERE GEMEINSCHAFTSARBEITEN ORIENTIEREN SICH NICHT AN WIRTSCHAFTLICHER EFFIZIENZ, SONDERN AN EINEM ZUFRIEDENEN ZUSAMMENLEBEN – EIN VORBILD AUCH FÜR EUROPA.

Ich treffe Carlos Pérez in Cuenca im Süden von Ecuador. Er leitet den Wasserrat der Region, der die umliegenden Gemeinden dabei unterstützt, ihr Wasser selbst zu verwalten. Als die Dorfbewohner_innen gegen ein Gesetz kämpften, das das Recht der Kommunen auf ihre eigene Wasserversorgung bedrohte, standen Carlos und der Rat auf ihrer Seite. «Den Leuten hier ist es wichtig, dass nicht irgendein Manager oder Bürokrat über das Wasser entscheidet, sondern sie selbst in der Gemeindeversammlung», erklärt Carlos. Auf diese Weise bezahlt jede Familie zwei US-Dollar pro Monat für ihr Wasser; damit werden die Kosten für die Wartung der Pumpen und Rohre gedeckt. In Städten wie Cuenca dagegen kostet die Wasserversorgung zehn US-Dollar monatlich, weil die Bürokratie so teuer ist: Die Leiter der Wasserkomitees in den Gemeinden arbeiten ehrenamtlich; ihr Kollege in Cuenca bekommt ein Monatsgehalt von 3000 US-Dollar. Doch die lokale Wasserversorgung zahlt sich nicht nur finanziell aus, sondern auch sozial. Die ganze Gemeinde engagiert sich im Commoning, um das Wasser zu verwalten und zu nutzen. In den Andenländern heißt diese unbezahlte Gemeindearbeit «Minga». Das ist Quechua und bedeutet nicht nur Arbeit, sondern auch Geselligkeit von Männern, Frauen und Kindern, die meist in einem grossen Festschmaus endet. «Die Wasser-

Mingas sind auch Mingas der Ideen, der Wünsche und Fantasien», sagt Carlos. Es werden nicht nur Rohre verlegt, Steine bewegt, Metallteile gebogen und Mahlzeiten geteilt; nein, die Dorfbewohner_innen diskutieren auch andere wichtige Dinge, die nichts mit dem Wasser zu tun haben.

Soziale statt wirtschaftliche Effizienz
 Mingas sind nicht hierarchisch, und sie bemessen Erfolg anders als kapitalistische Unternehmen. Für Carlos ist «Effizienz» ein schmutziges Wort im Zusammenhang mit den hehren Absichten des Commoning. Schmutzig, weil es alles andere ausschliesst: Leben, Gerechtigkeit, Solidarität, Reziprozität und die Erde. Ein Loch zu graben und einen Pfahl einzurammen kann harte Arbeit sein, wenn nur wenige Leute eingesetzt werden, um Kosten zu sparen und die Effizienz zu steigern. Wenn dagegen die ganze Gemeinde eingebunden ist, fühlt es sich nicht wie Arbeit an – wobei, zugegebenermassen, die «Effizienz» in diesem Fall ziemlich gering ist. Die gemeinsame Freude, das Teilen und Miteinander-Leben sind in der Minka untrennbar miteinander verbunden. Überall in den Anden existieren bis heute verschiedene Formen des Commoning in allen möglichen Lebensbereichen; die Minka ist nur eine davon. Damit konnte die indigene Kultur trotz 500 Jahren der Morde und der Genozide ihre Würde zurückge-

güter kennzeichnet, dass eine Ressource, gleich ob Wasser oder Wissen, dauerhaft gemeinsam genutzt wird, statt sie zu verbrauchen oder anderen vorzuenthalten. Voraussetzung dafür ist, dass sich eine identifizierbare Gruppe um die entsprechende Ressource kümmert und sie pflegt, statt sie der Freibeuterei zu überlassen (siehe «Tragik der Allmende», Seite 11); dass diese Gruppe sich auf angemessene,

faire und transparente Regeln verständigt, dass sie weitgehend selbstorganisiert ist und dass alle Nutzer_innen mitgestalten und mitbestimmen können. Gemeingüter schaffen somit Lebensqualität und Gemeinschaft. Sie erlauben es den Armen, über die Runden zu kommen und machen oft den Unterschied aus zwischen einer Existenz im Elend und einem Leben in Würde.

winnen: Denn die Andenbewohner_innen wertschätzen ja gerade das, was die Kolonialisten verachtet und entwertet haben. Die massiven Kämpfe gegen Einhegungen und Privatisierungen sind von der Idee des Commoning getragen. 2001 zwangen mehrere Wasserräte in der bolivianischen Stadt Cochabamba die Regierung zu einer historischen Kehrtwende; sie bereiteten den Weg für eine neue Verfassung, die die Commons als ein Schlüsselement des plurinationalen bolivianischen Staats anerkannte.

Europäer_innen müssen das Commoning neu lernen

Während meiner Reise durch die Anden fiel mir wieder ein, dass auch wir im globalen Norden vor nicht allzu langer Zeit noch «Mingas» kannten, auch wenn wir sie nicht so nannten. Auch wir müssen unsere Geschichte wiedererlangen – nicht, um in die Vergangenheit zurückzukehren, sondern um nach vorne zu blicken. Wir müssen sichtbar machen und wertschätzen, was unsichtbar und irrelevant ist, weil wir es mit den Augen des Kolonialisten in uns sehen – jenes homo oeconomicus, der nur in Effizienzmaßstäben und Wettbewerbsbeziehungen spricht. Kurzum: Wir müssen das Indigene in uns zurückerobern. Warum haben wir es überhaupt verschwinden lassen in unseren politischen Diskursen und Praktiken? Mein Grossvater war Landwirt und beteiligte sich bis zu seinem Umzug in die Stadt vor 60 Jahren routinemässig an gemeinsamen Ernten und Bauarbeiten mit anderen Bauern seines Dorfes. Im letzten Juni erwachte diese schlummernde Erinnerung wieder, als in meinem Dorf in den italienischen Apenninen ein Tag unter dem Motto «Wir erobern den Park zurück» stattfand. Ein paar Hundert Bewohner_innen, alt und jung, kamen in einem Geist zusammen, der mich an die ecuadorianischen Mingas erinnerte. Sie brachten all ihre Fähigkeiten zusammen, befestigten Spielgeräte im Park und bauten einen Brunnen wieder auf. Andere Formen der Mingas gibt es auch bei uns in sozialen Zentren, in Gewerkschaften und in der Gemeindearbeit.

Die Kinder der Pachamama

Das Commoning in den Anden basiert auf einer Vorstellung von der Erde als Mutter, als «Pachamama». Es ist eine Idee, die uns Alternativen zum Kapitalismus aufzeigt. Mit der Pachamama kommt die Dimension des Heiligen und der Grenze in die revolutionäre Politik, ohne dass wir es dabei gleich mit einer Religion zu tun bekommen. Die Mutter Erde geht über Begriffe wie «Erde» oder «Umwelt» hinaus. Zunächst setzt das Konzept voraus, dass alle Lebewesen eine gemeinsame Genealogie und ein gleiches Telos (Ziel) haben: Unsere Körper werden wieder zu Erde, wenn wir sterben – ob wir nun ein Meerschweinchen sind oder ein



Schablonenbild, 16.07.2007, Altenbergstrasse, Bern

Mensch. Zweitens steht das andine Weltbild für ein Geflecht von Beziehungen, das Menschen und andere Spezies, aber auch Wasser, Berge und Meere umfasst: «Die Erde gehört nicht den Menschen, sondern die Menschen gehören der Erde», heisst es. Schliesslich ist die Pachamama allumfassend; selbst die menschlichen Prozesse, die Kapitalismus genannt werden, unterstehen diesem System. Wenn wir jedoch die menschlichen Grenzen nicht akzeptieren, wenn wir sie nicht sozial verstärken und ihnen den Charakter eines Tabus geben, dann wird die «Mama» wütend und kämpft zurück. Der Planet wird auch nach uns existieren, wie er Millionen Jahre zuvor existiert hat, doch es wird niemanden mehr geben, der oder die ihn «Mutter» nennt.

Die Mutter Erde setzt uns Grenzen

Doch die Pachamama dient nicht nur als Grenze für den Kapitalismus; sie wird als lebendiges Wesen verstanden, als Gesamtheit ausgleichender Prozesse und Energien. Unsere Rolle als Menschen besteht darin, an diesem Ausgleich mitzuwirken, nicht darin, ihre «Ressourcen» zu erschliessen. Daher müssen wir unsere wirtschaftlichen Ziele und Beziehungsgeflechte, unsere Produktions- und Reproduktionsweisen den ausgleichenden Prozessen der Pachamama anpassen. In Gegenwart von sozialer Ungerechtigkeit ist diese Anpassung nicht möglich, denn Ungerechtigkeit ist die Quelle und die Folge eines Ungleichgewichts. Ebensowenig gelingt die Anpassung durch «Entwicklung», denn Entwicklung, wie wir sie kennen, ist eine Quelle sozialer Un-

rechtheit. In den Anden wird diese Aufgabe im Allgemeinen durch das Konzept des «Buen Vivir» oder «Sumak kawsay», des «Zufriedenen Zusammenlebens», gelöst. Dieses Konzept wurde sogar in die neuen Verfassungen von Ecuador und Bolivien aufgenommen. Buen Vivir ist das Ergebnis des Commoning. Es bedeutet, in Harmonie zu leben, gute Luft zu atmen, betroffen zu sein, wenn der Nächste nichts zu essen hat, zu teilen (compartir) und zusammen zu leben (convivir), in Harmonie mit der Familie oder der Gemeinde. Nach den Konzepten der Pachamama und des Buen Vivir steht der Mensch nicht im Zentrum der Welt, sondern er ist Teil eines Systems. Damit ist das Buen Vivir keineswegs der Weg des klassischen Sozialismus, der den Fortschritt zum Fetisch erhebt und glaubt, der Mensch könne den Fortschritt endlos kontrollieren. Stattdessen ist die Idee der Gegenseitigkeit ausschlaggebend, wie sie im Andenkreuz symbolisiert wird. Um mir dies zu erklären, kreuzt Carlos seine Arme. Eine Hand zeigt zum Boden – sie empfängt –, die andere zum Himmel – sie gibt. Geben und Nehmen, Himmel und Erde: In den Anden beteiligen sich nicht nur die Menschen am Commoning, sondern alle «Kinder» der Pachamama.

Dieser Artikel erschien erstmals im Inkota-Brief Nr. 153. Christine Felschen hat ihn aus dem Englischen übersetzt.

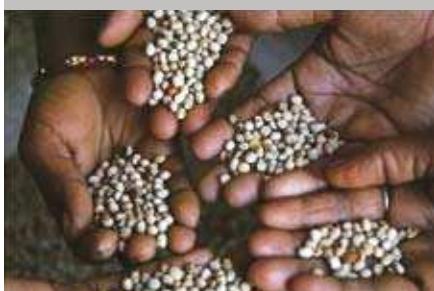
Massimo de Angelis ist Wirtschaftswissenschaftler und Politologe an der University of East London. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wertetheorien, Globalisierung, soziale Bewegungen und die politische Lesart wirtschaftlicher Schriften. Außerdem gibt er das Web-Magazin «The Commoner» heraus, ein Journal «für andere Werte» (www.commoner.org.uk).

INKOTA-BRIEF • 153

DIE NORD-SÜD-ZEITSCHRIFT AUS BERLIN

DIE RENAISSANCE DER GEMEINGÜTER

Es schreiben unter anderem Silke Helfrich, Brigitte Kratzwald, Massimo de Angelis, Corinna Heineke, Benny Härlin, Beatriz Busaniche, Michael Brie und Silvia Ribeiro



September 2010 • 48 Seiten • 3,50 € (zzgl. Versand)
INKOTA-netzwerk • Chrysanthemenstraße 1-3
10407 Berlin • Telefon: 030-4208202-0
inkota-brief@inkota.de • www.inkota.de

ZUR ENTSTEHUNG VON «WATER MAKES MONEY»

«WASSER IST UNHEIMLICH POLITISCH»

ANDREA HÜSSER. WAS PASSIERT, WENN TRANSNATIONALE KONZERNE EINE STÄDTISCHE WASSERVERSORGUNG ÜBERNEHMEN? IN IHREM DOKUMENTARFILM «WATER MAKES MONEY» GEHEN LESLIE FRANKE UND HERDOLOR LORENZ DIESER FRAGE NACH UND ZEIGEN DAZU REALE BEISPIELE AUS DEUTSCHLAND UND FRANKREICH.

Die Wasserversorgung ist weltweit noch zu mehr als 80 Prozent in öffentlicher Hand. Seit rund 15 Jahren schreitet die Privatisierung der Wasserversorgung jedoch munter voran. Heutzutage wird das inzwischen eher unschickliche Wort «Wasserprivatisierung» allerdings ersetzt durch «Public Private Partnership», «Crossborder Leasing» oder «Franchising». Dabei gibt es zum einen die Möglichkeit, die gesamte Infrastruktur wie Brunnen, Wasserspeicher und Leitungssysteme in privates Eigentum zu überführen – wie es in Großbritannien praktiziert wird –, oder aber lediglich die Verwaltung der Wasserversorgung (meist über zeitlich beschränkte Konzessionen) privatwirtschaftlich zu organisieren – so handhabt Frankreich seine Versorgung. Bei der französischen Variante bleiben die Anlagen in Kommunalbesitz. Dass auch dieses Vorgehen verheerende wirtschaftliche, ökologische und soziale Folgen haben kann, zeigen die Filmemacherin Leslie Franke und der Filmemacher Herdolor Lorenz in ihrem Dokumentarfilm «Water Makes Money».

Das Echo war berauschend

«Wasser ist ein unheimlich politisches Thema», sagt Leslie Franke. Ihr Interesse am Thema ist konstant gewachsen, seit sie und Lorenz im Jahr 2003 im Länderdreieck Türkei, Syrien und Irak Recherchen für ihren ersten Film zu den konfliktreichen Auswirkungen von Wasserprojekten an den biblischen Strömen Euphrat und Tigris gemacht haben. Seither haben sie ihr Netzwerk stetig erweitert. Als 2005 der Film «Wasser unterm Hammer» ausgestrahlt wurde, in dem die beiden an den Beispielen Großbritannien und Deutschland zeigten, wie verantwortungslos das Versorgungsunternehmen «Thames Waters» die Infrastruktur unterhält, war das internationale Echo berauschend. «Wir möchten in unseren Filmen nicht nur Meinungen ver-

treten, sondern praktisch aufzeigen, was passiert, wenn die Wasserversorgung in private Hände gerät», erklärt Franke.

Veolia und Suez packen die Koffer

Und genau das tun sie auch in ihrem neuen Film «Water Makes Money». Der Fokus liegt auf Paris und mehr als hundert anderen französischen Gemeinden, die beschlossen haben, die Kontrolle über die Wasserversorgung zurück in die öffentliche Hand zu nehmen: Ende 2010 mussten Veolia und Suez, die weltweit größten Wasserkonzerne, in Paris die Koffer packen. Die Recherchen führten die beiden deutschen Filmschaffenden von Paris über die Ile de France nach Toulouse, Grenoble, Bordeaux, Braunschweig, Berlin, München, Brüssel, Istanbul, Kenia und Uruguay. Aus all diesen Gegenden liegen Hinweise vor, die auf unlautere Machenschaften der beiden Konzerne hindeuten.

Jahrzehntelange Korruption

Akribisch haben die beiden Filmschaffenden über zwei Jahre Fälle recherchiert, Betroffene interviewt, Verantwortliche vor die Kamera gezerrt und die klientelistischen Beziehungen zwischen Politiker_innen und Wasserkonzernvertreter_innen zusammengetragen und dokumentiert. Die korrupten Verbindungen zwischen Politik und Wirtschaft sind gewachsen, seit Napoleon III. 1853 der Compagnie Générale des Eaux, aus der später der Mischkonzern Vivendi entstand und noch später die heutige Veolia, die Wasserversorgung von Lyon übertrug. Das war der Gründungsakt eines Systems, in dem seit 150 Jahren politische und wirtschaftliche Eliten eng miteinander verbündet sind. «Dasselbe passiert auch in Deutschland. Zwar gehört in Deutschland ein grosser Teil der Wasserversorgung noch der öffentlichen Hand, an 300 Stadtwerken ist Veolia aber bereits als Dienstleister oder Konzessionär beteiligt», sagt Leslie Franke.

Nach Strich und Faden betrogen

Zum Beispiel in Braunschweig. 2005 kaufte der Konzern nach den Stadtwerken auch die Abwasserwirtschaft Braunschweigs. Dort ist eine Bürgerinitiative den Machenschaften von Veolia nachgegangen und musste verblüfft feststellen, dass die Bürgerinnen und Bürger betrogen worden waren. «Veolia hat die Konzession gekriegt, ohne dafür einen Cent zu bezahlen», entrüstet sich Franke, die den Fall filmisch detailliert aufarbeitete. Der Kaufpreis stammte nämlich aus einem Kredit des Abwasserzweckverbandes, der wiederum über die Gebühreneinnahmen der nächsten 30 Jahre finanziert wird. Der komplizierte Vertrag mit Veolia ist also so angesetzt, dass die Stadt unter dem Strich ihre eigenen Werke verkauft und dann für das Doppel zurückkaufen muss – und das ganz unabhängig davon, ob Veolia noch Leistungen

erbringt oder gar Insolvenz anmeldet. Als Gegenleistung erhält der Konzern kostenlos das Nutzungsrecht an Braunschweigs Abwasserkanälen.

«Veolia leitet Ermittlungen ein»

Für das Filmteam sind Kontakte mit Betroffenen wegweisend. «Wir sind auf sie und ihre Erfahrungen angewiesen», sagt Leslie Franke. Umgekehrt seien diese Menschen sehr froh, dass Medienschaffende Interesse für ihre Anliegen zeigen. Einzigartig sei zudem die Zusammenarbeit mit Jean-Luc Touly gewesen, der 30 Jahre lang als leitender Angestellter und Gewerkschaftsvorsitzender bei Veolia gearbeitet hatte, bis er 2006 entlassen wurde, weil er den Konzern kritisierte. Auch Franke und Lorenz haben den Unmut von Veolia zu spüren bekommen, als der Grosskonzern beim Chefredakteur der ARD intervenierte und ihn da-

von überzeugen konnte, dass die Arbeit der beiden Filmschaffenden dem Ansehen des Senders schaden würde – worauf der Vorgängerfilm aus dem Programm gestrichen wurde. Und wie war die Reaktion auf den aktuellen Film? «Die Pressesprecherin von Suez teilte mit, sie sei enttäuscht», erzählt Franke. Vertreter von Suez hätten zudem an sämtlichen Veranstaltungen zum Film in Frankreich teilgenommen und versucht, die Machenschaften der Firma zu rechtferigen. Veolia hingegen lehne den Dialog ab. Stattdessen habe der Konzern inzwischen Ermittlungen gegen den Film eingeleitet.

Andrea Hüsser arbeitet bei der Erklärung von Bern. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist der Konsum. Der Film «Water makes Money» wird an der Tour de Lorraine um 20 Uhr im Kino in der Reitschule gezeigt.

WIE SIEHT ES IN DER SCHWEIZ AUS?

In der Schweiz wird die Wasserversorgung mehrheitlich durch die öffentliche Hand betrieben. Der Trend, Privatunternehmen an der Wasserversorgung teilhaben zu lassen, nimmt allerdings immer mehr zu. Die Wasserversorgung in Zug ist gar ganz in privater Hand. Bis her funktioniert das Versorgungssystem aber gut. Trotzdem gibt es auch in der Schweiz Anzeichen dafür, dass Wirtschaft und Politik eng verbandelt sind.

Nestlé ist Partnerin der DEZA

Obwohl die Schweiz als Wasserschloss Europas gilt, ist ihre Abhängigkeit vom Wasser anderer Länder enorm: Ihr Wasserfußabdruck entsteht laut der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) zu 80 Prozent im Ausland, namentlich in Ländern, die bereits unter Wassermangel leiden. Ein Grossteil unserer Verbrauchsgüter und Nahrungsmittel wird in Ländern mit geringen Wasservorkommen hergestellt. Um die Wirksamkeit der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit zu verbessern, will die Schweiz auf verschiedene Partnerschaften setzen. Dass der Schweizer Nahrungsmittelkonzern

Nestlé immer wieder zu diesen Partnern gehört, lässt aufhorchen. Denn Nestlé versucht weltweit lokale Quellen zu erwerben oder Konzessionen zu erhalten. Der Konzern tut dies nicht als Dienstleistungsunternehmen, sondern will das Trinkwasser nutzen, um es als Flaschenwasser zu vermarkten. Vor allem in Schwellenländern führt der Verkauf von Flaschenwasser aber dazu, dass die öffentliche Wasserversorgung vor Ort vernachlässigt wird. Dies ist fatal für den ärmsten Teil der Bevölkerung, welcher sich das abgepackte Wasser nicht leisten kann.

Nestlé ist Beraterin der Eawag

In der Schweiz wehrte sich die Bevölkerung 2002 erfolgreich dagegen, dass Nestlé die Nutzungsrechte für die Trinkwasserquelle in Bevaix im Kanton Neuenburg erwerben konnte. Der Konzern sichert sich allerdings auf anderen Wegen seinen Einfluss – zum Beispiel mit dem Einsatz in die zehnköpfige beratende Kommission des Wasserforschungsinstituts Eawag mit dem Nestlé-Mann Claus Conzelmann. Die Eidgenössische Anstalt für Wasser-

versorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz ist eine der vier Forschungsanstalten des ETH-Bereichs und gehört zu den weltweit führenden Instituten auf dem Gebiet der Wasser- und Gewässerforschung. Und bis Ende 2010 sass Roland Decorvet, damaliger Generaldirektor von Nestlé Schweiz (jetzt Nestlé China), im Vorstand des Hilfswerks HEKS, das sich wiederum für den Zugang zu Bewässerungssystemen und den Schutz der Quellwassergebiete in Ländern des Südens einsetzt. Seit Juli 2010 anerkennt die UNO das Recht auf sauberes Wasser als Menschenrecht. Die Schweiz als Standort von Firmen wie Nestlé hat hier eine besondere Verantwortung, denn solche Konzerne verstehen Wasser als kostbares Handelsgut und erschliessen sich riesige Märkte für teures Flaschenwasser, das in Ländern des globalen Südens für den Grossteil der Bevölkerung unerschwinglich ist. Hier muss die Schweiz deutliche Zeichen setzen, von Nestlé die Einhaltung des Menschenrechts auf den Zugang zu sauberem Trinkwasser einfordern und den Konzern für seinen weltweiten Handel zur Rechenschaft ziehen.

1968 veröffentlichte der Mikrobiologe Garrett Hardin einen spektakulären Essay. Der Titel lautete «The Tragedy of the Commons» – die Tragik der Allmende. Hardin behauptete darin, dass Menschen Gewinnmaximierer seien: Stehe ein begrenzt verfügbares Gemeingut allen zur Verfügung,

dann werde jeder und jede für sich versuchen, so viel Ertrag wie möglich daraus zu erwirtschaften. Das Resultat: Das Gut reiche nicht mehr für alle, es werde übernutzt und ausgeschöpft. Und die Kosten dafür trage die Gemeinschaft. Für die Einzelnen sei der augenblickliche Gewinn deutlich höher als

die später spürbaren Kosten. Ein aktuelles Beispiel ist die Überfischung der Meere. Allerdings hat spätestens Elinor Ostrom bewiesen, dass diese Entwicklung nicht das unvermeidliche Schicksal der Menschheit ist, wie Hardin 1968 noch behauptete (siehe Seite 12).

URHEBER RECHT

KREATIVE WERKE FREILASSEN

ALWIN EGGER. DIESE ANTIDOT-AUSGABE STEHT UNTER EINER CREATIVE-COMMONS-LIZENZ. DIESES MODELL IST IN DER SCHWEIZ NOCH NICHT SEHR BEKANNT UND VERBREITET. DABEI BIETET ES DEN URHEBER_INNEN DIE MÖGLICHKEIT, WERKE FÜR BESTIMMTE NUTZUNGSZWECKE FREIZUGEBEN UND TROTZDEM NICHT DIE KONTROLLE ÜBER DAS WERK ZU VERLIEREN.

Viele Menschen erstellen kreative Werke in Form von Texten, Bildern, Fotos, Kunstwerken oder in anderer, vielfältiger Weise. Diese weiterzugeben, nutzbar zu machen, das in ihnen enthaltene Wissen der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen ist für viele Ersteller_innen dieser Werke mit einer Motivation, diese Arbeiten zu schaffen.

Gesetzliche Wirren

Kreative Werke sind im Allgemeinen mit einem Copyright versehen. Das Kopieren, Nachahmen, Weiterverwenden und -entwickeln ist somit nur mit der Zustimmung des/der Rechtebesitzenden möglich. Texte und Bücher beispielsweise sind nach Schweizer Recht bis 70 Jahre nach dem Tod des/der Urheber_in geschützt. Viele längst als Klassiker geltende literarische Werke sind also weiterhin und noch für Jahrzehnte geschützt, sind also kulturelles Erbe und trotzdem kein Gemeingut. Ersteller_innen können allerdings aktiv auf den Copyright-Schutz verzichten. Es ist möglich, explizit von allen oder aber auch nur von einigen Rechten, die das Copyright bietet, zurückzutreten. So kann ein Fotograf die Namensnennung bei Veröffentlichungen seiner Bilder verlangen. Korrekt und verständlich auf Urheberrechte zu verzichten, ohne dabei in die Tiefen der Gesetzgebung einzutauchen, ist aber nicht einfach. Zudem sind die Gesetze von Land zu Land verschieden. Nutzer_innen müssen sich anschliessend eingehend mit der vom Ersteller/der Erstellerin gewählten Form der Rechteabgabe auseinandersetzen, um ihrerseits keine Urheberrechte zu verletzen. Die Hemmschwelle, freigegebene Inhalte weiter zu nutzen, ist also hoch. Doch gerade bei digitalen Inhalten bietet sich eine Verbreitung an, sind sie doch über Internet praktisch kostenlos kopierbar und ist die Weiterverarbeitung ebenfalls einfach mög-

lich. Um die Verbreitung kreativer Werke zu vereinfachen, und vor allem zur Überbrückung rechtlicher Schranken über Ländergrenzen hinweg, wurden die Creative-Commons-Lizenzen geschaffen.

Software freigeben

Vorbild waren dabei die verschiedenen im Einsatz stehenden Lizzenzen im Bereich von Open-Source-Software. Einige dieser Lizzenzen verpflichten unter anderem dazu, Weiterentwicklungen der Software wiederum unter derselben Lizenz der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Diese Lizzenzen sind zusammen mit der Möglichkeit, über das Internet in grösseren Gruppen zusammenzuarbeiten und Daten und Wissen auszutauschen die Hauptgründe für die Verbreitung von Open-Source-Software. Die Creative Commons nehmen die Grundidee der Open-Source-Lizenzen auf und bieten verschiedene, weltweit gültige Lizzenzen für kreative Werke. Der Ersteller des Werks entscheidet darüber, ob und wann ein Werk unter eine Creative-Commons-Lizenz gestellt wird und welche der Lizzenzen es sein soll (mehr dazu in nebenstehender Box). Je nach Lizenzmodell behält der Urheber sich mehr oder weniger Rechte vor und schützt so das Werk vor nicht gewolltem Gebrauch.

Creative-Commons-Lizenzen bieten also kreativ Tätigen die Möglichkeit, Werke als Gemeingut zur Verfügung zu stellen. Nutzer_innen kennen die Lizenz, wissen sie zu handhaben, und nutzen Werke demnach ihrer Bestimmung entsprechend weiter. Lasst also eure Arbeiten frei und nutzt andere, zum Beispiel die Texte dieses antidots.

Weitere Infos und die Schweizer Version der Creative-Commons-Lizenzen finden sich auf <http://www.creativecommons.ch>

Elinor
Ostrom

Die Politikwissenschaftlerin und Umweltökonomin Elinor Ostrom hat sich seit den 1960er-Jahren mit Gemeingütern beschäftigt. Für ihre Arbeit hat sie 2009 den Wirtschaftsnobelpreis bekommen und somit die Renaissance der Commons weiter begünstigt. Ostrom habe gezeigt, «wie gemeinschaftliches Eigentum von Nutzer-

organisationen erfolgreich verwaltet werden kann», hiess es in der Würdigung des Nobelpreiskomitees. Die Wissenschaftlerin hat in ihrem Buch «Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt», das im englischen Original 1990 erschien, aufgezeigt, dass die Tragik der Allmende nicht, wie von Garrett Hardin behauptet,

by
Namensnennung zwingend

by-sa
Namensnennung, Weitergabe unter gleichen Bedingungen

by-nd
Namensnennung, keine Bearbeitung erlaubt

by-nc
Namensnennung, nicht kommerziell

by-nc-sa
Namensnennung, nicht kommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen

by-nc-nd
Namensnennung, nicht kommerziell, keine Bearbeitung

unvermeidlich sei (siehe Seite 11). Es brauche bei Gemeingütern klare Regeln wie Sanktionsmöglichkeiten und definierte Grenzen. Würden diese Regeln überwacht und gemeinschaftlich bestimmt, seien lokal geführte Kooperationen der Privatisierung überlegen.

PROGRAMMTEIL

TOUR ★ 2011

LORRAINE

SAMSTAG 22.



Diesler

Kulturzentrum Reitschule

17.00 | Öffentliche Führung durch die Reitschule

Treffpunkt vor dem grossen Tor, Vorplatz

Frauenraum, Reitschule

22.30 | Candelilla

(Indie-Disco-Punk-Rock mit Technobeats-Allüren)

«reasonreasonreasonreason» haben die famosen Vier aus München in aller Dringlichkeit ihr erstes Album genannt (dessen Hüllen sie kunst- und liebevoll von Hand gesiebdruckt, gestanzt, gefaltet und geklebt haben). «mussmussmussmuss» hätte auch gepasst. Oder ein bisschen «oléoléoéol éolé» – im Bauch fühlt es sich wie eine Partyplatte an. Candelilla haben das Disko-Schild über sich angeknipst (im Sinne von Gossip oder You say party we say die). «Wir flirten mit dem sexy, sexy Beat», verkünden sie, die sich zuletzt über ihre vielen ausflippenden Konzertbesucher wunderten: «Boah, die tanzen ja!». Den Beat haben sie importiert aus dem Technoland der geraden Zahlen in ihr Rockreich voller Brecht/Weillscher Theatralik, Störaktionen und gelegentlichen Schönklangs («Da muss der Hörer jetzt durch»). Sandra Hilpold treibt an den Drums alles voran, Mira Manns Bass hält hart Schritt, Lina Seybolds Gitarre hat Drive, selbst Rita Argauers Piano und der (Sprech-)Gesang aus drei Kehlen tanzen auf den Schlägen.

23.45 | Austra (episch-sphärischer Gesang mit elektronischer Unterstützung)

Katie Stelmanis aus Toronto verbrachte viel Zeit mit dem Studium klassischer Musik. Ein Besuch eines Punk-Konzertes eröffnete ihr eine neue Welt. Hin- und hergerissen zwischen klassischer Musik und der Popwelt, beeinflusst durch Bands wie Nine Inch Nails oder The Knife und Ausflüge in die RiotGirls-Bewegung (Galaxy) haben sie zu ihrem ganz eigenen Sound geführt. Getragen durch ihre starke und intensive Stimme, trat sie in den letzten Jahren vor allem als Solokünstlerin auf. Für ihr neues Projekt Austra hat sie ihre Freundin Maya Postepska mit ins Boot geholt, eine Percussionistin mit langjähriger Erfahrung. Beide zusammen haben bei Galaxy mitgewirkt. Während Live-Performances werden sie durch den Bassisten Dorian Wolf unterstützt. Austra repräsentiert die musikalische Weiterentwicklung von Katie Stelmanis als Soloartistin über 10 Jahre hinweg, vervollständigt durch ihre Band.

Danach DJs not_betty & Fernweh (indie-rock-new-wave-pop-achtziger-punk-oldschoold-new-school-disco)

Sous le Pont, Reitschule

22.15 | Clan Edison (Rock)

Clan Edison, drei Männer aus Nîmes, Frankreich, gibt es nun seit 2003. Damals machten sie noch einen Personalwechsel, daraufhin änderte sich auch noch der Name. Seitdem ist die Musik aber unverkennbar: sie kreieren einen Mix, der energievollen und harten, bluesigen Rock vereinigt. Einflüsse von Fugazi sind hörbar, aber auch der Geist von Nick Cave. Stoner Rock mit einem Sänger, dessen Stimme unter die Haut geht. Und die Texte, egal ob in Englisch oder Französisch vorgetragen, sind mitreissend. Nun haben sie ein neues Album am Start, das hohes Lob einheimst. Darum dürfen sie auch auf die Bühne des Sous le Pont.

23.30 | Herr Bitter (Discorock)

Die vierköpfige Band Herr Bitter spielt wilde, elektrisierende Musik – und hat sich mit ihren mitreissenden Konzerten einen Namen gemacht. Energie, Originalität und Wut im Bauch sind die Zutaten zur tanzbaren Mischung, die sich am ehesten als Discorock umschreiben lässt. Mit ekstatischen Beats, pumpenden Bässen, funky Gitarrenriffen und Synthies bedienen sich die St.Galler an den Sounds der 80er-Jahre bis ins neue Jahrtausend und komponiert überraschende, aber eingängige Tanzmelodien, die kein Publikum kalt lassen.

4.30 | Katerfrühstück mit Surprise

Dachstock, Reitschule

23.00 | Diesler (Tru Thoughts/UK), (Soul, Electronica)

Schon seit 2004 erscheinen Dieslers LPs und EPs fast im Halbjahrestakt. Obgleich er szeneintern seit längerer Zeit als feste Grösse gilt, landete er den ganz grossen Coup bisher noch nicht. Immerhin zeigt «Tracks On The Rocks» (Tru Thoughts 2009) bereits zum vierten Mal auf Albenlänge, dass das keineswegs mit fehlender Qualität zusammenhängt. Im Gegenteil: Gerade durchdachte und abwechslungsreiche Remixe waren schon immer Dieslers Markenzeichen. Wieso also nicht eine kleine Übersicht dieser Re-Interpretationen



veröffentlichen? Manch kritische Stimme, die sich ob der bedenklichen Nähe der involvierten Interpreten auf einem loungigen Klassentreffen wähnt, verstummt angesichts der Fusion aus Latin, Jazz, Afro und Soul. «Tracks On The Rocks» ist mehr, als dass es sich dem Schimpfwort Lounge ausgesetzt sehen müsste. Besonders Laura Vane, ein oft und gern gesehener Gast auf Dieslers letzten Veröffentlichungen, besticht auf einem von drei Gastremixen der Platte mit ihrem Soulorgan. Jazzige Spielereien gepaart mit einer groovigen Basslinie und Laura Vanes Stimme machen den Jazzinvaders-Remix von «Revelation» zum Höhepunkt der Platte, ohne dass er die anderen Stücke allzu hell überstrahlen würde. Gleichzeitig schiebt Diesler mit seinen Percussionbreaks aber immer Richtung Tanzfläche.

Danach DJs Studer TM & Giggs (www.bonzzaj.ch)

Tojo Theater, Reitschule

20.00 | Alles ist Nichts ist Alles

(Eine interdisziplinäre Performance in vier Szenen)

Leitung: Katja Boller. Konzept: Marina Bolzli, Katja Boller

«Alles ist Nichts ist Alles» ist eine interdisziplinäre Performance zum Thema Gemeingüter, bestehend aus Kontaktimprovisationstanz, Musik und Text. Die Autorin Marina Bolzli stellte den Interviewten drei Fragen: Welches Privatgut soll deiner Meinung nach privat bleiben und warum? Bei welchem von deinen Besitztümern hättest du kein Problem, es zum Gemeingut zu erklären? Und welches Gemeingut würdest du gerne in Besitz nehmen? Die sehr unterschiedlich ausgefallenen Antworten wurden für vier Dialoge verwendet, die sich um die Themenkreise Heim&Haus, Körper&Privatsphäre, Wissen&Ideen und Hab&Gut drehen. Die vier TänzerInnen Katharina Amrein, Lea Weber, Susanne Zoll (alle Compagnie Frauletten) und Michael Amrein lassen mit Kontaktimprovisationstanz anhand von Begriffen Bilder zu diesen Texten entstehen, die anschliessend durch die Texte erweitert und ergänzt werden. Die Texte werden von Barbara Rimmml, Christine Riniker u.a. gelesen. Der Tanz wird musikalisch begleitet von Paed Conca und Thomas Egger.

23.00 | DJ Battle Jane Vayne (Tanzmusik) vs. MC ANLIKER (Lovesongs)

In dunklen Ecken und zwischen Tür und Angel wurde es schon lange gemunkelt – aber nun ist es definitiv: In einem DJ Battle der Superlative treffen an der Tour de Lorraine zwei legendäre Livemusik- und Kulturfabrikanten aufeinander: Die im Dachstock der Reitschule Bern beheimatete DJane Jane Vayne trifft auf MC ANLIKER, den Kopf des Café Mokka in Thun. Wer die beiden kennt, weiss, dass

sie mit allen Wassern und Seifen gewaschen sind und sich garantiert Saures und Süßes, Scharfes und Fades, Liebes und Fieses geben werden! Als erstes betritt MC ANLIKER die Turntables, wärmt die Tanzgemeinde mit heißen Liebesliedern auf und erwartet dann Miss Jane Vayne zum Duell. Ab 2 Uhr heizt DJane Jane Vayne den Tanzwütigen bis in die frühen Morgenstunden ein. Ein theatralisches Feuerwerk mit schweißtreibender Inszenierung. Wem gehört der Tanz?



Kino Reitschule

20.00 | Water Makes Money – wie private Konzerne aus Wasser Geld machen.

Leslie Franke und Herdolor Lorenz, D 2010, 90 min.

Wasser ist neben der Luft, die wir atmen, das wichtigste Element für uns. Und doch wird das Wasser zunehmend den Geschäftsin- teressen privater Konzerne unterworfen. Überall, wo finanzschwache Kommunen nach Entlastung suchen, klopfen die zwei weltgrössten Wasserkonzerne Veolia oder Suez an die Tür. Gemeinsam bilden sie ein undurchsichtiges Duopol, das zum Beispiel in Frankreich mittlerweile etwa 80 Prozent der Bevölkerung mit Wasser versorgt. Die Folgen: rasant steigende Verbraucherpreise, Intransparenz und oft auch Korruption. Seit viele Menschen die Konsequenz des Verkaufs öffentlichen Eigentums am eigenen Leib verspüren, ist es nicht mehr opportun, von Privatisierung zu sprechen. Die Geschäftsmodelle haben klangvolle Namen wie Public Private Partnership oder Cross Border Leasing. Aber der Effekt ist der gleiche. Water Makes Money dokumentiert, mit welchen Methoden sich Städte und Gemeinden die Kontrolle über ihr Wasser abhandeln lassen. Der Film zeigt, dass die unternehmerischen Risiken den Steuerzahlenden aufgebürdet werden, der Gewinn aber privatisiert wird. Und er zeigt, wie es in etlichen Regionen gelungen ist, die Selbstbestimmung über das Lebenselixier Wasser zurückzuholen. (Siehe auch Artikel auf Seite 10.)

22.00 | Voices of the Transition

Nils Aguilar, D 2011, 65 min. E, Sp, F/d

Vorpremiere! In Anwesenheit des Regisseurs

In England, auf Kuba und in Frankreich mehren sich Zeichen eines kulturellen Wandels: Auf dem Land und in den Städten künden vielfältige Alternativen von einer Zukunft jenseits von Nahrungsmittelunsicherheit und hin zu einem verbesserten ökologischen Gleichgewicht und zu mehr Lebensqualität... Die Lösungswege des Films «Voices of the Transition» haben den Anspruch, möglichst vielen Menschen offenzustehen. Sie sind simpel, kosten wenig oder nichts, haben einen enormen ökologischen Nutzen und setzen ungeahnte zwischenmenschliche Synergien frei. Angewandt auf das eigene



Pick Wien an



Hausdach, den nächstgelegenen Parkplatz oder auf die Landwirtschaft einer ganzen Region, tragen sie zur Vertiefung nachbarschaftlicher Beziehungen bei, zur freien Wissensvermittlung sowie zur Stärkung einer lokal funktionierenden, ethisch integeren Wirtschaft. Unter dem neuen Licht dieses kulturellen Wandels erscheint die Landwirtschaft wieder als die tragende Säule unserer Kultur.

23.30 | Pick Wien an

David Paede und Barbara Sas, Ö 2008, 22 min.

Helmut Seethalers Arbeitsplatz ist die Strasse, ist der Wiener Untergrund, wo er seine Texte für alle sichtbar und zur freien Entnahme an Wände und Säulen klebt. «Pflück ein Gedicht», steht da. Fast alle in Wien kennen ihn oder haben schon einmal seine Zettel irgendwo an einer Säule kleben sehen. David Paede und Barbara Sas haben den Zettelpoeten 2008 mit der Kamera begleitet. «Pick Wien an» gewann bei dem studentischen Filmfestival film:riss 08 den Publikumspreis für die beste Doku. (Siehe auch Artikel auf Seite 22).

24.00 | Streetart Compilation

(diverse Kurzfilme zum Thema)



Grosse Halle

18.00–24.00 | Ungleichheiten (eine Ausstellung, die den Blick auf die Relationen dieser Welt verändert)

Die Künstlergruppe Stan's Cafe aus Birmingham stellt mithilfe von Reiskörnern verschiedenste Statistiken nach, die Erstaunen hervorrufen und Emotionen wecken. Die Künstler gehen dabei davon aus, dass ein einzelnes Reiskorn jeweils für eine Person steht. Mit der Exaktheit der Passionierten wiegen sie den Reis, häufen ihn auf und geben so visuelle Antworten auf brennende Fragen (z.B. Wie viele Menschen leben im Kanton Bern und im Dharavi-Slum in Mumbai?). Die unterschiedliche Grösse der Antwort Hügel gibt der Ausstellung ihre besondere Kraft und ihren scharfsinnigen Humor. Die Veranstaltung steht unter dem Patronat des CESCI Fördervereins. Das Anliegen des CESCI Fördervereins ist es, die indische Sozialbewegung ekta Parishad in der Schweiz bekannt zu machen und zu unterstützen. Die Ausstellung dient der Informations- und Öffentlichkeitsarbeit des CESCI Fördervereins. Sie ist vom 15. bis 30. Januar geöffnet, jeweils von Montag bis Freitag, 16.00–19.30. Samstag, Sonntag 12.00–18.00.



Brasserie Lorraine Quartiergasse 17

21.00 | Guts Pie Earshot

(Revolting Breakbeat Punk – live Cello & Drums)

Als Duo sprengen Rizio (Patrick Cybinski) an Cello & Effects und Scheng (Jean Jacobi) an den Drums seit 2004 alle Konventionen in einer atemberaubenden, orientalisch anmutenden Mixtur aus höchst tanzbarem Techno, Breakbeat, Punk, Jazz und World Music. Die vielleicht grösste Leistung, die das Duo aus Köln an seinen schweißtreibenden Konzerten vollbringt, ist es, Weltmusik-Anhängerinnen mit Punks zu versöhnen, und Metal-Fans ebenso begeistern zu können wie Techno-Anhänger_innen. Dass der musikalische Cocktail nicht beliebig erscheint, sondern grenzsprengend und in allen Bereichen authentisch und homogen wirkt, ist das vielleicht Faszinierendste an diesem Konzept. Man lässt sich treiben wie auf einer Techno-Party, tanzt Pogo wie auf einem Punk-Konzert oder sieht fasziniert zu, wie der Cellist seinem Instrument gleichermassen diese luftigen wie dröhnigen Klangfarben zu entlocken weiss, während der Schlagzeuger am Rande des Menschenmöglichen explodierende Breakbeats in rasenden Geschwindigkeiten herbeiprägt.

23.00 | L.N/A (Live Eletronik, Breakbeat, Hardcore)

Wer dachte, von Breakcore beeinflusste elektronische Musik könnte alles, nur nicht «schön» sein, der sieht sich eines Besseren belehrt. L.N/A spickt ihre emotional aufgeladene elektronische Musik, wie sie melancholischer kaum sein könnte, mit Splittern der Hoffnung und zieht tanzend in ihren Bann. Trotz nur einer einzigen Groovebox im Gepäck, erschafft sie eine faszinierend magische Bühnenpräsenz mit sehr persönlicher Atmosphäre, in der man mit seinen eigenen Abgründen und Hoffnungen konfrontiert wird: euphorisch tanzend, nachdenklich schwelgend. Der Übergang von Guts Pie Earshot zu L.N/A ist fliessend, nicht zuletzt ist es auch ein kleiner Vorgesmack auf das neue gemeinsame Projekt, mit dem sie gerade im Studio sind.





Djinbala in the Kosmos



Misamis

Aare Garage

Platanenweg 4

21.30 | Djinbala in the Kosmos

(Prog-Pop-Rock; Djipsy-Swing-Folk)

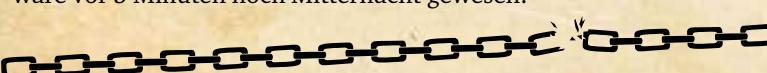
Ein Wirbelwind am Schlagzeug, eine feinfühlige Frau am Bass, brillante Rhythmusgitarren und aussergewöhnliche mehrstimmige Gesänge – melodiös wie Kate Bush und extravagant wie Nina Hagen. Djinbala in the Kosmos erwecken mit ihren Liedern ein Déjà-vu der 1970er-Jahre. Die bandeigene Mischung aus eingängigem Pop-Songwriting und Prog-Rock-Herzblut, gepaart mit einem Gespür für melancholische Atmosphären und der wohlklingenden Stimme von Andrea Milova, führten bald zu Vergleichen mit Kate Bush. Das erste Album erscheint im Frühling 2011 und trägt den Namen «Waiting for you». Djinbala werden auch einige Songs ihres Vorgängerprojektes zum Besten geben: energiegeladenen Djipsy-Swing-Folk vom Feinsten.

24.00 | Klischée (DJ-Liveset & Visuals, Electro-Swing)

Stell dir vor, Django Reinhardt, Duke Ellington und Marko Markovic treffen sich zum musikalischen Stelldichein im Drum-Computer zweier loopverrückter Beatniks des 21. Jahrhunderts. Diese Beatniks unterlegen das kunterbunte Soundgemisch mit kaputten Synthies und pumpenden Beats. Dazu tanzen Charlie Chaplin und Mickey Mouse auf der Leinwand um die Wette. Das geht garantiert in die Beine. Und ins Auge. Das ist Klischée.

01.30 | Die Grimen (El Azra)

Die Grimen steht für diesen schwer kontrollierbaren Zustand, der sich manchmal auf dem Dancefloor einstellt. Für diesen Moment selbstvergessener Tanzwut, während dem sich der Körper etwa so anfühlt wie Cabriolet-Fahren in Roadmovies aussieht, you know? Dieses Gefühl, wenn es plötzlich 4.30 Uhr ist und du dachtest, es wäre vor 5 Minuten noch Mitternacht gewesen.



Restaurant Du Nord

Lorrainestr. 1

20.00 | Für Leony II (Treffpunkt im Garten)

Transdisziplinäre Performance, Konzept: Bernhard Schneider und Bettina Gugger

Für Leony II ist ein transdisziplinäres Performanceprojekt. Die Künstlerinnen und Künstler kommen aus den Bereichen Schauspiel, Kunst, Musik und Literatur. Leony ist poetisch. Leony ist pathetisch.

Leony sehnt sich nach mehr Sinn in der Echtzeit. Inhalt der Performance ist der öffentliche Raum. Da muss etwas passieren. Geranien werden verbrannt, Gedichte über Megaphon auf Bäumen rezitiert. PS: Diese Kunstaktion ist nicht anstrengend. Man wird verstehen und lächeln. Die Herzen werden sich öffentlich öffnen.

23.00 | Misamis (Singer/Songwriter)

Misamis stehen für Songs, die sich zwischen ganz leise und ganz laut bewegen, sie stehen aber auch für lyrische Texte und Experimentierfreude. Misamis sind Lea Moser (Gesang & Gitarre), Manuel Firmin (Gitarre), Samuel Moser (Bass) und Gianluca Ariu (Schlagzeug).

24.00 | Luca & i Trovati (Coverband)

Dank grossem Spielspass und einem Repertoire mit Songs aus den Musikrichtungen Funk, Soul, Blues, Rock, Pop und Reggae versetzt die Coverband Luca & i Trovati jedes Publikum in ausgelassene Tanzstimmung.

Danach DJ JahSun

DJ JahSun ist eine Kraft der Natur. Es spielt keine Rolle, welchen Stil er spielt. Es spielt auch keine Rolle, ob er den Sound auf dem Laptop mixt oder auf Vinyl. Hauptsache, er bringt die Party auf ein anderes Level.

Café Kairo Dammweg 43

22.30 | The Masked Marvels

(italienischer Schaustellerpunk)

The Masked Marvels aus Italien klingen wie eine Fusion aus Reverend Beat-Man und Emir Kusturica: Garage-Rock'n'Roll mit Pauken, Tuba und Trompete. Die vier Herren hauen gekonnt Western-Slide-Gitarren und Balkan-Beats in eine Pfanne, mischen etwas Zirkusmusik hinzu und tönen am Ende wie die italienische Antwort auf Gogol Bordello. Die Konzerte der leicht furchterregenden Gestalten mit einem singenden Zahnarzt an der Gitarre werden so zu einer Party, wie man sie aus wilden Traumsequenzen in französischen Fantasy-Filmen kennt.

TOUR ★ 2011
DE
LORRAINE
SAMSTAG 22.
JANUAR



The Masked Marvels



Amerillo Brillo

Atelier Randweg Randweg 11 Eingang hinter dem Gebäude beim Bahndamm (wird markiert sein)

19.00–01.00 | kunst_bühne_bar

Das Atelier Randweg öffnet die Türen und lädt ein zu Theater und Kunst. Gäste der Freien Bühne Bern performen und improvisieren quer durch die Nacht. Dazu wird süsse Kunst mit musikalischer Untermalung serviert. Ein Fest voller Kultur für Voyeurist_innen, Aktivist_innen und Geniesser_innen. Das selbst gebaute Lorraine-taxi bringt dich direkt in das Atelier am Randweg. Das Zustiegen ist unterwegs im Quartier möglich.



Vollmond-Bar in der Lorrainestrasse

21.00 und 22.00 | «Le voyage dans la lune» Stummfilm-Projektion

von Georges Méliès, Frankreich 1902, 12 min. Musikalisch begleitet von Beryll Ryder, danach: Bildermüesli vs Werbungswand und DJ Suzuki (eclectik sounds).



Bierexpress Steckweg 17a

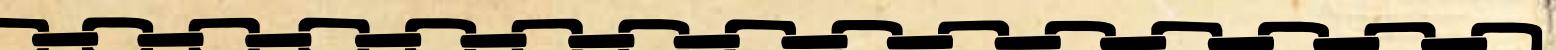
23.00 | Amarillo Brillo (Singer/Songwriter)

Amarillo Brillo zu hören, löst folgenden Zustand aus: Die Fetzen kommen aus allen Himmelsrichtungen geweht. Die Akkordeonlinie ist zerzaust, aber sie trägt einen den Strand entlang, das Schiff mit den losen Segeln ist weit draussen genug, um einem die Sehnsucht in die Seele zu brennen, und nah genug, dass man gehört werden kann. So ist die Band Amarillo Brillo aus Thun schon mal zum Fluss hinunter gegangen, an das sanfte Ufer mit viel Geäst. Und die Brillos lehnen ihre Flügel für einen Moment an den Felsen, schauen ins Wasser und rumpeln dazu eine Traummelodie, und man schwelt glücklich davon.



Danach DJ-Set mit Till & Struppi

Till & Struppi sind wie Udos Panikorchester: Man weiss nie so genau. Die beiden Berner DJs haben ihren musikalischen Pakt an den legendären Bassment-Parties geschlossen und schleppen auf ihrer Platten-Palette ausgewählte Tunes von Rare-Groove bis Techno. Um Till & Struppis Beschallung bitten neben Clubs auch experimentelle Musikzentren wie beispielsweise das Berliner Avantgarde-Festival «MaerzMusik». Die Essenz des Abends: Eine Plattenrille, die mit viel Gespür zusammengedichtet wird und endlos ihre Kreise zieht. Denn zukunftsorientiert wie Till & Struppi sind, kommt ihr Sound ausnahmslos von Schallplatten.



www.tourdelorraine.ch



Gambit



Effalum & Friends

Q-Laden Quartierhof 1

ab 19.00 | Glühmost und heisse Suppe

im Garten vom Lebensmittelladen «Die Q».



Jugendzentrum Graffiti Scheibenstrasse 72

23.00 | Das Pferd (Drum&Bass-Electro-Punk)

Das Pferd aus dem Fricktal spielt eine verquere Mischung aus Elektro und Punk. Das Konzept: Zwei Musiker machen mit möglichst wenig Instrumenten Musik, die eine fünfköpfige Rockband in den Schatten stellt. Was das Pferd ausser dem hervorragenden Stammbaum und dem exzellenten Dressurreiten ausmacht, ist die Live-Performance, bei der das Duo Elektro, Disco, Drum'n'Bass und Ravepunk wild vermischt. Alles live und ohne Samples, zusätzlich wird der Auftritt durch Visuals noch verfeinert. Die Musik ist tanzbar, laut, und vor ausufernden Improvisationen schrekt das Pferd nie zurück.

01.00 | Dusky & Gambit (Electronica, Hiphop, Rap)

Gambit, der schnelle Mann aus Bern, MC und Producer von Revolt Records Schweiz/UK, geht wieder on stage! Bekannt für seinen zungenbrecherischen Flow und treibenden Beat, wird Gambit zusammen mit DJ Dusky unter Beweis stellen, dass man zu diesem Sound richtig abgehen kann, anstatt nur mit dem Kopf zu nicken. Von Uptempo-Tracks zu Elektro-Elementen, Ska-ähnlichen Arrangements bis hin zu Grime: Sein im letzten Oktober im Dachstock getauftes Album «Another Planet» ist wahrlich eine Achterbahnhaltung der Styles, die nicht für Lethargie, sondern für Action steht!



Brasserie Bollwerk Bollwerk 41

21.00 | Angle By Fall Soundsystem

(senegalesischer Reggae-Afrobeat-Funk)

23.00 | Effalum & Friends

(Afro-Reggae-Tropikal)

Effalum kennen die einen oder andern schon. Es sind die drei Afrikaner, die ab und zu auf Berns Gassen mit ihren Trommeln herzerwärmende Konzerte geben. Ursprünglich ist Effalum eine

Gruppe von Perkussionisten, die von François Amouna Bossy in seiner Heimat im Süden Senegals gegründet wurde. Seit 1994 hat sich die Gruppe in der Schweiz neu formiert und weiterentwickelt. Es kamen immer mehr befreundete Perkussionisten aus der Schweiz und Senegal dazu. 2007 beschlossen die Pianistin Sina Hochuli und François Bossy, ein Musikprojekt zu entwickeln, um der Gruppe Effalum einen neuen Impuls zu geben. François A. Bossy schrieb eigene Kompositionen und arrangierte sie mit Sina Hochuli neu. Die Themen der Musik drehen sich um die Liebe, die Freundschaft, den Frieden und die Freiheit.

Restaurant 0 Bolles

Bollwerk 35

23.30 | Krassimir Kulenko Orkestar

(Coverband)

Das vor nicht all zu langer Zeit in Dabroschka (Ukraine) geborene Stimm- und Unterhaltungswunder Krassimir Kulenko tourt mit seinem Orkestar auf deutschsprachigem Boden. Krassimir performt seine Coversongs, wo immer auch sein Trabi hinfährt. Bezeichnenderweise scheut er die Mühe nicht, sein Liedgut der jeweiligen Publikumssprache anzugeleichen. Für die deutsche Übersetzung sorgte übrigens alleine das Internet – man merkt es. Unterstützt wird Krassimir von Gitarrist Igor Megadew (Kasachstan), Bassist Drago Sbassescu (Rumänien) und Schlagzeuger Drümör (Türkei, was weder bewiesen ist noch glaubwürdig erscheint). Mit einer fairen Mischung aus Polka, Punk und Vodkamusik treiben sie ihren Bandtyrannen Abend für Abend in Richtung Superstar.



Turnhalle im Progr

Speichergasse 4

Alien Night – Close Encounters with the Blues Horror Brigade

Die Alien Night will die letzten Zweifler verstummen lassen, Menschen seien die einzigen intelligenten Lebewesen in unserer Galaxie. Es führt durch den Abend: En Jean T.

22.00 | DJ Tarzan (Space-Party-Dance-Rock-Pop-Funk

der 60er/70er/80er ab Vinyl) Kurzfilme auf Leinwand von Michael Spahr.



Herpes Ö DeLuxe



Blues Horror Brigade

23.30 | Karaoke-Show mit MC Rössli & En Jean T.

DJ Tarzan und seinen Space-Sounds aus den 70er-/80er-Jahren ab Vinyl bauen das Partyvolk behutsam auf. Es folgen Kurzfilme über die Blues Horror Brigade («9 Close Encounters with the Blues Horror Brigade» aus dem DVD-Teil des Albums) auf Leinwand von Videokünstler Michael Spahr sowie eine kurze, heftige Fire-Karaoke-Show mit den Entertainern/Transformatoren MC Rössli und En Jean T sowie VJ Rhaps.

00.00 | Herpes Ö DeLuxe (Electronica)

Im ersten Akt des zweiteiligen Konzerts der Blues Horror Brigade und als Special Guest des Abends spielen die 1995 gegründeten Berner Electronica-Bruitisten Herpes Ö DeLuxe. Die vier Berner Klangtüftler arbeiten mit teilweise selbstgebautem bzw. dekostruiertem, elektronischem Analog-Equipement wie Tape-Loops oder Plattenspielern. Diese Geräte werden missbraucht als Klangquellen und Rhythmusgeneratoren.

01.00 | Blues Horror Brigade

(Space-Rock, CD-Tufe mit Gästen)

Die vier Mitglieder der ausserirdischen Space-Rockband Blues Horror Brigade, Sparklemaster One, Lee Horn Ogx, Endo Plast und Hells Man E, haben sich vor zwei Millionen Jahren in einer therapeutischen Musikgruppe in einer Irrenanstalt am Rande des Universums kennengelernt. Als völlig unheilbar entlassen, befinden sie sich seither auf einer Odyssee durchs Weltall. Nun parkt die Gruppe ihre Raumschiffe erneut auf der Erde und feiert die Taufe ihrer neuen CD/DVD «Live On Titan». Für die Präsentation zeichnet sich Transformator En Jean T. verantwortlich, der an diesem Abend irdische Gäste und Freunde wie Sängerin und Schauspielerin Sylvia Garatti begrüssen wird.

danach: DJ S. (Space-Sounds und Dance-Tracks ab Vinyl – from 70's to moderne)

Tickets:

Kassenöffnung: 19.00. Tickets gibts ausschliesslich bei der Turnhalle im Progr, in der Reitschule und beim Quartierhof in der Lorraine (neben Café Kairo), sowie beim Graffiti (ab 21.00).





«SCHWEIZER» ROHSTOFF-KONZERNE

SCHMUTZIGE GESCHÄFTE MIT GEMEINGÜTERN

MARKUS FLÜCK. WEM GEHÖRT DIE ERDE? UND WEM GEHÖREN DIE DARIN ENTHALTENEN MINERALIEN? IN DER KAPITALISTISCHEN REALITÄT GEHÖREN SIE JENEN, DIE GENUG GELD HABEN, ERDE UND KONZESSIONEN ZU KAUFEN, UM DAMIT NOCH MEHR GELD ZU MACHEN.



Kleber «Tre Cani» und «Wipe Out WEF», 07.06.2007, Gymnasium Kirchenfeld, Hallwylstrasse in Bern

Mit Rohstoffen lässt sich viel Geld verdienen. Und wo Geld ist, sind auch Multis nicht weit. Der WEF-Industriepartner Glencore mit Sitz im Zuger Steuerparadies ist der grösste Rohstoffhändler der Welt und mit einem Umsatz von über 100 Milliarden auch der umsatzstärkste «Schweizer» Konzern. Glencore wiederum hält einen Drittelf der Aktien von Xstrata. Dieser Bergbaukonzern, der Kupfer und Kohle, aber auch Gold und Silber abbaut, hat in nur fünf Jahren seit dem Börsengang 2002 seinen Umsatz verfünfzehnfacht (Rekordwert 2007: 28,5 Milliarden US-Dollar)! Xstrata beschäftigte 2009 laut eigenen Angaben direkt und indirekt rund 62 000 Mitarbeiter_innen in 20 Ländern und erwirtschaftete einen Umsatz von 22,732 Milliarden US-Dollar (Vorjahr 27,952 Milliarden US-Dollar).

Massive Belastung der Umwelt, Zerstörung des Lebensraums

Xstrata erklärt, dass Auswirkungen der Minentätigkeit auf die Umwelt, auf Biodiversität und Landschaft möglichst gering gehalten werden. Diverse Fallbeispiele zeigen allerdings, dass dies nur leere Versprechen sind: Die Mine Alumbrera in Argentinien benötigt pro Stunde mehr als vier Millionen

Liter Wasser, das verbleibende Grundwasser der Region wird durch die Minentätigkeit verschmutzt. Am australischen Mount Isa hat die Minenaktivität zur Folge, dass die Bleiwerte im Blut der einheimischen Bevölkerung, vor allem bei Kindern, erschreckend hoch sind. Das geplante Tam-pakan-Tagbauprojekt auf den Philippinen würde nicht nur eine grosse Fläche Ackerland zerstören und damit die Ernährungssicherheit der Region gefährden, auch die Fischbestände eines Sees sowie die Trinkwasserversorgung der Inselhauptstadt wären durch die Wasserverschmutzung des Kupferabbaus gefährdet.

Missachtung der Arbeitsrechte

24 246 Angestellte von Xstrata, also rund 40 Prozent der Arbeiter_innen, stehen in einem indirekten Arbeitsverhältnis. Sie werden durch Unterfirmen, Leiharbeitsfirmen oder Kooperativen angestellt und können sich aufgrund der unsicheren, oft befristeten Arbeit nicht gewerkschaftlich organisieren und erhalten weniger Lohn und Sozialleistungen. Die australischen Kohlebergbaubetriebe von Xstrata gehören zu den gewinnträchtigsten Unternehmensparten des Konzerns. Trotzdem (oder gerade deshalb) gibt es in einem Viertel der australischen Xstrata-Minen Arbeitskonflikte und Unruhen aufgrund der arbeitnehmerfeindlichen Haltung des Konzerns. Xstrata betreibt Lohndumping mit Temporärangestellten und versucht mit allen Mitteln gewerkschaftliche Aktivitäten zu verhindern. Gemäss den Berichten eines Minenarbeiters im australischen Kohlebergwerk Tahmoor schüchtert Xstrata Arbeitnehmende, die sich gegen die Vertragsverschlechterungen wehren, ein und schreckt auch vor Aussperrungen nicht zurück: Im Februar 2010 wurden 250 Minenarbeiter in Tahmoor für eine Woche von der Arbeit ausgesperrt. Während der Bergbaugigant 2009 eine Lohnerhöhung von 3 Prozent für die Bergleute bekämpft hat, erhielt CEO Mick Davis 7,75 Millionen US-Dollar und steigerte damit sein Salär um 41 Prozent gegenüber 2008. Die gewerkschaftsfeindliche Haltung

des Konzerns in Australien ist dabei keine Ausnahme.

Wer bezahlt also für die Gewinne und die hohen Managerlöhne? Es sind die lokalen Gemeinschaften in Lateinamerika, Afrika, Asien und Australien. Ihr Kulturland wird zerstört, ihr Wasser für die Minen verbraucht und verseucht, mit oft gravierenden Auswirkungen auf die Gesundheit der Bevölkerung. In gewissen Ländern werden die Gebiete rund um die Minen (para-) militarisiert, es kommt zu Menschenrechtsverletzungen und Vertreibungen. Kein Wunder, dass sich viele von Minenprojekten betroffene Gemeinschaften zu wehren versuchen. Darunter sind viele indigene Gemeinschaften, deren Vorfahren schon seit Jahrhunderten vor Ort lebten. Nach ihren Regeln gehört die Erde niemandem, und nur der schonende und respektvolle Umgang mit den natürlichen Lebensgrundlagen hat Zukunft. Das ist das pure Gegenteil des Kapitalismus und wird von diesem im wortwörtlichen Sinne unterminiert.

Der Text basiert auf einem MultiWatch-Dossier zu Xstrata: «Nachhaltiger Bergbau durch Multis? Ein Dossier zum Schweizer Konzern Xstrata, zusammengestellt von der AG Bergbau von MultiWatch, August 2010», abrufbar unter: www.multiwatch.ch/cm_data/Xstrata-Dossier-def.pdf

MITTWOCH, 19. JANUAR 2011

Gemeinsame Suppe gegen gemeine Multis! Öffentliche Suppe und Infos für alle. **12.15 Uhr am Bahnhof unter dem Baldachin.**

Gemeinschaften gegen Rohstoff-Konzerne. Infoabend über die Praktiken von Schweizer Rohstoff-Konzernen und die Kämpfe der betroffenen Gemeinschaften vor Ort. Mit Yvonne Zimmermann (Solidfonds) und Stephan Suhner (Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien). Organisiert von attac bern und MultiWatch. **19 Uhr im Kino in der Reitschule.**

STREETART AUF ÖSTERREICHISCH

GEDICHTE ALS GEMEINGUT

REBECKA DOMIG. SEIT VIERZIG
JAHREN KLEBT HELMUT
SEETHALER IM ÖFFENTLICHEN
RAUM IN WIEN SEINE TEXTE AUF.
MIT DEN PFLÜCKGEDICHTEN WILL
ER DAS LEBEN DER MENSCHEN
BEREICHERN.

Selbst seine E-Mails sind kurz und knapp: «Gut. Bin am diens.16.11. ab 15h bei meinen saeulen in der ubahnst. Schwedenplatz. Wann koennen sie dort sein? HS». So lautet die Betreffzeile einer sonst leeren Nachricht. Es ist die Antwort auf meine Interview-Anfrage für das antidot. Ich stelle mir vor, wie Helmut Seethaler hektisch seine Zettelgedichte montiert, unsicher, ob nicht gleich die Polizei kommt und ihn mitnimmt. Immerhin sind es mittlerweile schon über 4000 Anzeigen, die ihm sein Kunstschaffen eingebrockt hat.

Kunst zum Mitnehmen

Als ich zum besagten Termin am Treffpunkt in Wien auftauche, ist allerdings keine Anspannung bemerkbar. Helmut Seethaler begrüßt mich und setzt plaudernd seine Arbeit fort. Es gilt, vier dicke Säulen so mit einseitigem Klebeband zu umwickeln, dass darauf die Papiere haften bleiben. Auf den zerschnittenen Papierbögen sind sehr kurze und manchmal längere Gedichte und Gedankensplitter zu lesen. Dicke druckschwarze Ränder sind ebenso Erkennungsmerkmal wie die verzogene Schriftform, die Seethaler durch Experimente beim Kopieren der Pflückgedichte entwickelt. Heute klebt Seethaler auch noch Abzüge eines kürzlich über ihn erschienenen Porträts hinzu. Er finde das Porträt zwar nicht so gelungen, aber die Kopien seien nun mal gemacht und deshalb werde er sie jetzt auch verteilen. Hinzu kommen Exemplare seiner Verurteilungen und Rechtssprechungen, die erahnen lassen, welche aberwitzigen Rechtsfragen Seethaler seit Jahrzehnten in Wien aufwirft. Der Dichter Helmut Seethaler ist zugänglicher und vertraulicher, als ich es von dem selbsternannten Zettelpoeten erwartet hätte. In der Viertelstunde, während der ich ihn beim Aufkleben begleite, sprechen ihn ein halbes Dutzend Menschen an; etliche mehr pflücken Gedichte und andere Texte. Kunst im öffentlichen Raum – Seethalers Herangehensweise scheint zu funktionieren.



Schablonenbild an Verkehrsschild, 15.09.2006, Kreuzung Tscharnerstrasse/Hopfenrain in Bern

Wand statt Buch

Später trinken wir Kaffee im chinesischen Fastfoodladen ums Eck. Während dem Gespräch liegt der Blackberry immer vor ihm. «Ich habe kein Internet zuhause», erzählt Seethaler, «alles spielt sich übers Blackberry ab. Ich bin auf Facebook und auf Twitter und habe ja meine Homepage. Ich bin in Wien eine öffentliche Person.» Helmut Seethaler erzählt dennoch überraschend offen aus seinem Privatleben und zeigt mir Fotos von seinen drei erwachsenen Töchtern. Und wie ist Helmut Seethaler zum Wiener Zettelpoeten geworden? «Falsche Frage. Angefangen hat es damit, dass ich mit 17, 18 Jahren nicht wusste, wohin mit meinen Gedichten.» Die ersten Texte entstanden in den frühen 1970er-Jahren vor der Universität in Wien. Es erschien Seethaler nur konsequent, die Texte an ihrem Ursprungsort zu veröffentlichen. An den Säulen und Baumstämmen vor dem Hauptgebäude der Uni klebte er Kopien seiner Texte auf. Infolge dieser Aktionen konnte er einen kleinen Gedichtsband veröffentlichen. Das Büchlein sei weder ein Erfolg noch ein Misserfolg gewesen, beschreibt Seethaler dessen Wirkung im Nachhinein. «Ich habe allerdings gemerkt, dass ich mehr Lesende habe, wenn ich mich wo hinstelle und was aufklebe. Wozu brauch ich also so ein Büchel?»

Spiel mit Folgen

Am Anfang habe er die Texte nur an halbförmlichen Plätzen verteilt; in Theatern und an der Uni, später kam dann die offene Strasse dazu. Seit Anfang der 1990er-Jahre klebt er auch in U-Bahnstationen. «Alles, was unter der Erde ist, gehört aber den heiligen Wiener Verkehrsbetrieben. Die haben sich ganz schön aufgeführt und an die tausend Anzeigen erstattet, bei denen ich aber bisher immer mit meiner Berufung recht bekommen habe.» Genau das reize ihn auch: «Wo ist das Problem, wenn irgendein friedlicher und harmloser Typ Gedichte aufklebt?» Schliesslich würde er nicht mit Bomben drohen, rassistische oder politische Parolen propagieren oder die Stadt mit Schimpfwörtern beschmieren. Die Passant_innen und Fahrgäste wären meist hocherfreut und dennoch komme immer wieder ein Amtsvertreter und wolle ihm die Aufkleberei verbieten.

Der Prozess

Im Frühling 2010 kam es zu einem neuen Höhepunkt in der jahrzehntelangen Diskussion um das Recht, den öffentlichen Raum unangemeldet für künstlerische Aktionen zu verwenden. Helmut Seethaler stand wegen schwerer Sachbeschädigung vor Gericht, weil er den Gehsteig vor dem Wiener Museumsquartier MQ mit Textmarker beschrieben hatte. Zwei Monate bedingte Haft kassierte er dafür als Strafe, worauf er vor dem Gericht gleich wieder den Stift zückte und «Kunstverbreitung bringt mi ins Häf'n» auf die Strasse schrieb. Abgesehen von den juristischen Implikationen ist der Fall vor allem deshalb pikant, weil als Kläger das Museumsquartier auftrat, eigentlich Plattform zur Förderung und Verbreitung von Kunst und Kultur. So hat die Kunsthalle Wien, welche Teil des MQ ist, unter der Führung von Gerald Matt in den letzten Jahren verschiedentlich Ausstellungen zu subversiven Kunstbewegungen installiert, etwa zu Punk im Jahr 2008 oder zu Streetart im Jahr 2010. Zusätzlich unterstützt die Kunsthalle Wien auch das KÖR, eine staatlich finanzierte GmbH, die über Kunstprojekte im öffentlichen Raum Entscheidungshoheit innehat. Seethaler spricht in Bezug darauf von einer «etablierten Kunstoberschicht», die bestimmt, was es im öffentlichen Raum zu sehen geben darf, «meist eher brave, angepasste Graffitikunst.» «Ich frage halt nicht erst, ich mache es einfach und das ist wohl das Problem.» In Reaktion auf das Urteil, welches im Dezember 2010 auch in zweiter Instanz bekräftigt wurde, merkt Seethaler an, dass er für etwas bestraft werde, wofür er gleichzeitig Kulturförderung erhalte. Und: «Die Anzeigen stören mich nicht. Die gehören eben dazu. Aber hinter Gitter zu wandern, das macht mich schon fertig. Das ist schon schlimm.»

Von Zetteln leben

Finanziell hält sich Helmut Seethaler mit Spenden über Wasser. «Meine Mini-Mäzene» nennt Seethaler die Menschen, die ihm zwischen 5 und 50 Euro überweisen. Weiter kommen Honorare für Lesungen dazu und bezahlte Aktionen in In- und Ausland, sowie vereinzelte Lehraufträge an Hochschulen. Zusätzlich erhält er Fördermittel vom Ministerium für Kunst und vom Kulturrat.

Seethaler bemerkt, dass es in den letzten Jahren ganz gut gehe mit dem Geld. Früher hatte er manchmal nicht genug Geld, um Waschmittel und die Windeln für seine Kinder zu kaufen. Eine Familie mit Kunst im öffentlichen Raum zu ernähren, ist nur sehr bedingt möglich. Helmut Seethaler sieht darin aber kein Problem. Nie habe er sich überlegt, sein Dasein als Zettelpoet aufzugeben, sagt Seethaler. «Ich war beim Zivildienst und war immer so müde nach der Arbeit, dass ich nur noch fernschauen konnte. Da habe ich gemerkt, dass ich das nicht bin.»

Gedichte als Aktionsform

Im Prinzip möchte Helmut Seethaler herauszufinden: «Wo war Literatur bisher noch nicht? Mir geht es um Engagement, um eine sozialpolitische Komponente. Tausendmal mein Kürzel irgendwohin schmieren, so wie das manche Graffitikünstler_innen tun, das mach ich nicht und das mag ich nicht.» Es gehe ihm nicht nur darum, Missstände anzuprangern, sondern auch darum, Hoffnung zu machen mit seinen Texten, so Seethaler. «Meine Sicht auf verschiedene Themen hat sich über die Jahrzehnte verändert. Es gibt neue Themen, in die ich hineinwachse; wo ich vorher gar nicht mitbekommen habe, was da passiert.» Feminismus sei so ein Thema, mit dem er sich seit kurzem mit neuem Verständnis auseinandersetzt. Die Diskussion über die wachsende Bevölkerung in Wien mit Migrationshintergrund beschäftigt Helmut Seethaler sehr. Helmut Seethaler, gibt es eigentlich Nachahmer? «Nein, gibt es nicht. Aber bitte, nur zu, mach es. Es ist ja auch dein öffentlicher Raum! Ich kann dich nur warnen. Es kann alles passieren – und es kann nichts passieren. Dann stehst du da und kein Schwein reagiert. Oder aber die Menschen kommen auf dich zu, diskutieren, laden dich ein auf einen Kaffee, auf ein Abendessen. Und dann können ganz andere Sachen geschehen.»

Helmut Seethaler online: www.hoffnung.at
An der Tour de Lorraine wird der Film «Pick Wien an» zu Helmut Seethaler gezeigt.

Für diesen englischen Begriff existiert im Deutschen keine Entsprechung. Commoning bezeichnet die Nutzung von Gemeingütern (Commons), verweist aber auch auf eine soziale Praxis: Ohne Gemeinschaft gibt es kein Gemeingut; ohne dass es ge-

nutzt wird, verliert ein Gemeingut seinen Charakter als Common. Durch angemessene Praxis werden Gemeingüter nicht aufgebraucht, vielmehr gedeihen sie erst richtig.

nach Michael Krämer, Inkota-Brief 153



GEMEINGUT «GASSE»

BERNER CITY-GUIDE FÜR REPRESSIONS-TOURIST_INNEN UND ANDERE (R)ANDSTÄNDIGE

BÜRO GEGEN FINSTERE ZEITEN. EIN BEKANNTER BERNER EXPORTARTIKEL VON ZWEIFELHAFTER GÜTE IST DER KANTONALE WEGWEISUNGSArtikel, DER 1998 IN KRAFT TRAT. MIT IHM KONNTE DIE STADTBERNISCHE OBRIGKEIT GEZIELT MISSLIEBIGE VON DEN EINKAUFSTEMPELN DER INNENSTADT FERNHALTEN – 438-MAL IM JAHRE 2009. BERN HAT EINE LANGE GESCHICHTE DER REPRESSIONS- UND VERTREIBUNGSPOLITIK. IM FOLGENDEN EINE KLEINE STADTBERNISCHE RUNDREISE FÜR REPRESSIONS-TOURIST_INNEN UND ANDERE RANDSTÄNDIGE.

Das Gemeingut «Gasse» – der Öffentliche Raum – ist weltweit unter Druck: Teure Sanierungs- und Einkaufsparadies-Projekte, Privatisierung ganzer Strassenzüge, «Aufwertung» von Quartieren und Plätzen, Vertreibung «Unerwünschter», Verhaltenskontrolle und -lenkung, staatliche und private Uniformpräsenz und Gesetze aller Art reduzieren (und verteuren) die Möglichkeiten, uns auf der Gasse frei zu bewegen und die entstehenden Freiräume zu nutzen. Wer nicht konform konsumiert oder flaniert, ist grundsätzlich verdächtig. Die Repression und die Vertreibungstaktiken gegen Rand- und Widerständige sind dabei nur die Spitze des Eisbergs, davon betroffen sind direkt und/oder indirekt auch «Anständige».

Big Brothers welcome you

Kaum mit dem Zug im Bahnhof angekommen, befinden wir uns auch schon in unserer ersten Attraktion: Das zu Beginn des letzten Jahrzehnts in die Rail City umgebaute Bauverbrechen aus den 1970ern namens Bahnhof Bern nähert sich je länger je mehr dem grossen Vorbild Bahnhof Zureich-Shopville an. In den letzten 20 Jahren wurden zu diesem Zweck Randständige und Unerwünschte vertrieben, der Konsumteil konsequent ausgebaut, mit einer Bahnhofsordnung verreglementiert und die Uniformdichte ins Unübersichtliche gesteigert. Polizei, Bahnpolizei, Securittrans, Protectas, Pinto, Migros-/Coop-/Läden-Security und SBB-Bahnhofpat_innen: Bis zu sieben staatliche und private Organisationen patrouillieren, bewachen, kontrollieren, büßen, verhaften und/oder belehren je nach Kompetenzen unter den Linsen diverser Videoüberwachungskameras die Bahnhofbenutzenden.

Konsumzwangfreies Sitzen unerwünscht

Der Bahnhof ist ein wichtiger Teil der Geschichte der städtischen Drogen- und Vertreibungspolitik, wo sich die Berner Repressionsgeschichte in all ihren Facetten

widerspiegelt. Und wohl auch der Teil der Stadt Bern, wo die Treffpunkte verschiedener randständiger Subkulturen am krassesten ausradiert wurden.

Zu Beginn der 1990er-Jahre wurden mit der Schliessung Dutzender städtischer öffentlicher Toiletten auch die beiden grossen Bahnhofsklos aufgehoben und durch die kommerzielle McClean-Filiale ersetzt. Der Arbeitsort für viele Stricher ging damit verloren, sie und ihre Freier zogen sich immer mehr aus dem Bahnhof zurück. Auch Junkies, Kleindealer_innen, Gassenleute und Alkis mussten ausweichen. Sitzgelegenheiten wurden abmontiert und die «Steine» im hinteren Bahnhofsteil, welche jahrzehntelang als Treffpunkt für Punks und Gassenleute gedient hatten, verschwanden mit dem neuesten Umbau hinter museale Glasvitrinen. Auch der benachbarste, in den späten 1990ern zeitweilige nächtliche Treffpunkt der offenen Drogenszene beim «Christoffel» musste neuen Einkaufsmöglichkeiten weichen.

Gleich oben dran, neben dem neu gebauten Baldachin des ebenso neuen Bahnhofplatzes, befindet sich die Heiliggeistkirche – auch lange ein Treffpunkt für Punks, Alkis und Gassenleute. Und Thema etlicher Medienartikel und populistischer Parlamentsvorstösse. Die Kirchenleute taten sich lange schwer mit der «Stäga»-Szene vis-à-vis des Loeb-Kaufhauses, benässten die Treppenstufen mit Wasser und liebäugelten mit anderen repressiven Massnahmen. Eine Kehrtwende brachte die Idee der «Offenen Kirche» – mit Suppe und geheiztem Treffpunkt öffnete sich die Kirche den Menschen vor ihren Toren. Seit dem Umbau des Bahnhofplatzes hat sich die Szene auf die grosse Treppe hinter der Kirche (Richtung Bahnhof) verlagert – und ist seither kaum mehr Thema. Das Betteln im öffentlichen Raum hingegen schon. Auf zehn Meter vom Bahnhof weg verbannte die Obrigkeit die Selbsthilfeform «Mischeln» – im Gegensatz zu den kommerziellen «Bettler_innen» der Privatfirmen und NGOs.

Parkgeordneter öffentlicher Raum

Auch Dauerthema sind die städtischen Parks: Vom Rosengarten vis-à-vis der unteren Altstadt über die Münsterplattform, die BundesTerrasse, die Kleine Schanze bis hin zur Grossen Schanze oberhalb des Bahnhofs – schicke Park- und Benutzungsordnungen verkünden seit bald 10 Jahren die Regeln, die eingehalten werden sollen – durchgesetzt von Uniformierten aller Art. Bekämpft werden sollen damit vor allem die Drogen- und Kleindealer_innen-Szenen, Alkis, Punks und kiffende/saufende und/oder skatende Jugendliche, die der städtischen und bundeshäuslichen Obrigkeit seit den 1970er-Jahren ein Dorn im Auge sind. Damals, in den 1970ern, bildeten sich in der unteren Altstadt – in Kneipen und auf der Münsterplattform – die ersten offenen Drogenszenen, welche sich in den nächsten Jahren in einem Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei von Ort zu Ort (u.a. auch in das 1981/82-er AJZ in der Reitschule) verlagerten, bis die grösste offene Drogenszene der Stadt Bern nach der Räumung der Kleinen Schanze 1990 schliesslich einen neuen Standort im Kocherpark fand. 1992 wurde auch dieser geräumt und eine neue Doktrin in die städtische Drogenpolitik eingeführt: Offene Drogenszenen werden nicht mehr toleriert, Ansammlungen aufgelöst. Mittels der Anti-Drogenszene-Polizeigrenadier-Einheit «Krokus» wurden Drogensüchtige und Dealergruppen durch die ganze Stadt gejagt und mit Bussen eingedeckt. Die Szene versplitterte, hatte nicht mal vor der Drogenanlaufstelle Ruhe und konsumiert bis heute gestresst und unter unhygienischen Umständen in Seitengassen, am Aarehang, in Drogenwohnungen oder sonstwo.

Kokain vor die Kulturzentren müssen strassenschlachtbrennen

2001 wurde an der Hodlerstrasse bei der Schützenmatte (wo sich früher die Notschlafstelle Sleeper befand) die ursprünglich als zweite geplante Drogenanlaufstelle eröffnet. Immer restriktivere Ein-



WOMD [Warriors of Mass Destruction], 31.05.2007, auf dem kürzlich abgerissenen ehemaligen WC bei der Schützenmattstrasse in Bern

lassbedingungen, Platzmangel und lange Wartezeiten führten dazu, dass sich 2002 und 2006 ein Teil der offenen Drogenszene auf die gegenüberliegende Schützenmatte und damit vor das autonome Kultur- und Begegnungszentrum Reitschule neben dem Bahnhof begab, wo sich seit 1998 ein nicht kleiner Teil der Dealszene aufhielt – eine Folgeerscheinung der 1995/96 geräumten Vorplatz-Wagenburg samt Bar, der Repression in der Innenstadt, im Bahnhof und auf der Grossen Schanze und der 1998 geführten Aktion Citro, bei der «mutmassliche Dealer» (afrikanische und albanische Männer) über Monate vorübergehend massenfestgenommen wurden.

Das darauf folgende vermehrte Auftauchen der «Krokus»-Grenadier_innen und deren teilweise rassistisches, menschenverachtendes und brutales Vorgehen (auch gegen Reitschüler_innen) führte 2003 zu anfangs politisch motivierten (später Gang-Gepose-motivierten) Strassenschlachten. Daneben führte die massive Ballung von Drogen- und Dealszene auch für den Alltag der Reitschule zu massiven Problemen. Während die Reitschüler_innen bis heute der Situation mit eigenen Aktionsformen begegnen, reagierte die Stadt mit der Einführung von Securitas-Patrouillen, um alibimässig diesen Treffpunkt aufzulösen (Kosten aktuell 423 862 Fr. pro Jahr). Nach kulturellen Vorplatzbelebungen ab 2008, der (erneuteten) Vertreibung der offenen Drogenszene und spätestens seit der fünften Reitschule-Abstimmung vom Spätsommer 2010 gibt es ein neues Phänomen: Neben zahlreichen Dealer_innen treffen sich an Wochenenden vor allem jugendliche Ausgänger_innen

vermehrt auf dem Vorplatz vor der Reitschule. Bis zu 1 000 Leute bevölkern nicht nur wegen dem Rauchverbot in den Beizen die neue «Piazza» von Bern. Der obrigkeit-freie öffentliche Raum scheint ein Stück weit zurückerobert zu sein.

Gassenbeizen- und obdachlos

Nicht nur die «Gassen»-Nutzungsmöglichkeiten, auch niederschwellige Überlebenshilfe-Projekte und Treffpunkte verschwanden immer mehr: Im letzten Jahrzehnt wurden in der Innenstadt, im Bahnhof und in den meisten Quartieren viele Kneipen, in denen sich Gassenleute, Punks, Alkis und/oder Junkies trafen, geschlossen. Übrig geblieben sind eigentlich nur das «Casa Marcello» in der Aarbergergasse und in Ansätzen das Restaurant «Sous le Pont» in der Reitschule. Städtische «Alternative» (u.a. auch zu den wegradierten «Steinen» im Bahnhof) ist analog zum «Fixerstübli» das «Alkistübli», ein Container auf dem Bahnhof-Parking.

Weg bzw. weggespart ist auch seit ein paar Jahren die Drogennotschlafstelle an der Hodlerstrasse, die es gemäss der Obrigkeit mangels Bedürfnis nicht brauche. Lieber sieht sie die Betroffenen in hochschwellingen und gut kontrollierbaren Betreutes-Wohnen-Projekten, Heilsarmee-Heimen oder der dafür eher ungeeigneten Notschlafstelle Sleeper. Gekonnt wird dabei die Tatsache ignoriert, dass – egal, ob drogensüchtig oder nicht – etliche Leute im Wald, am Aarehang, in Kellern oder zu zehnt in einer 1-Zimmer-Wohnung hausen. Oder bei Freiern, wie nicht wenige drogensüchtige Sex-worker_innen, die sich aufgrund ihrer Ar-

beitszeiten und dem Fehlen entsprechend ausgerichteter Notschlafstellenangeboten nicht selten in solche zusätzlichen Abhängigkeitsverhältnisse begeben müssen. Alternativen zu den unzureichenden staatlichen und kirchlichen Angeboten bilden die Eigeninitiativen: z.B. Gassenpunks, die sich in losen Kollektiven organisieren, Waldcamps errichten, in stillen Besetzungen wohnen oder sich teilweise im lautstarken Wagenplatz «Alternative» organisieren.

Niederschwellige Repression

Die Rotgrünmitte-Regierungen in der Stadt Bern «säuberten» und verreglementierten in den letzten Jahrzehnten den Öffentlichen Raum und entfernten sich immer mehr von den Überlebenshilfe- und Treffpunkt-Bedürfnissen der Berner «Gasse». Im Zuge der neuen «Menschen-Verwaltungs-Politik» wurden etliche niederschwellige Projekte weggespart oder der Zugang dazu erschwert. Niederschwellig ist eigentlich nur noch die Repression. Die Betroffenen werden zwecks Schaffung einer Innenstadt-Idylle konsequent in Außenquartiere oder in Freiräume wie die Reitschule abgedrängt; ihre Bedürfnisse werden wegdiskutiert.

Der Rundgang ist zu Ende, aber die Odyssee der «Gasse» – in Bern wie im Rest der Welt – geht weiter. Wohin, wird sich zeigen und ist nicht zuletzt von unserem Widerstand gegen die Reduzierung und Verkommerialisierung der Nutzungsmöglichkeiten des Gemeinguts «Öffentlicher Raum» durch Staat und Private abhängig. Und darum: Gassen-Benutzer_innen aller Länder, vereint euch!

COMMONS? GEMEIN? GUT?

WIR – KOLLEKTIV



City, 01.06.2007, Schanzenstrasse, Bern

Wir sind klasse. Wir sind Klasse. Wir sind jene, die sich losgerissen haben, von Zeit, Zwang und Müssen. Wir sind frei. Wir sind die freie Klasse. Klasse! Wir haben Strukturen durchschaut und auch, wie sie uns einsperren, kontrollieren, uns Gewalt antun. Wir haben begriffen, dass wir angeglichen werden, täglich und mitten ins Gesicht. Und auch, dass wir das nicht mehr wollen und anders können. Wir sind klasse. Wir sind Klasse. Bald nicht mehr.

Ich wurde von dir losgerissen, vielleicht vor einer Handvoll hundert Jahren, vielleicht erst gestern, vielleicht am letzten Abstimmungssonntag. Alles Schnee von gestern. Heute dürfen ich und Ernst und jedes Fräulein sagen: «Ich habe nichts mit dir zu tun», «Geht mich nix an», «Sorry, ich würd ja gern, aber ...», «Freunde und Familie, ja. Du, nein», «Itz längts!» oder gar «Who the f*** are you?»¹. Ich darf das sagen, weil ich frei bin. Und das ist gut so. Die Grenzen meiner Freiheit sind die Schritte, die du zu weit gehst. Nicht in meinem Hinterhof. Bitte.

Sie wollen kein Wir. Es sei gefährlich. Auch Wikileaks. Sie sagen, Hitler, Thatcher und

Stalin hätten «Wir» gebraucht, öffentlich und gefährlich. Sie kennen die Geschichte und trotzdem machen sie uns weis, dass Arbeit frei macht, noch immer. Sie sind nicht nett, sie stellen sich in die Mitte und die Sonne drum herum. Leider kontrollieren sie die Medien, die Menschen, die Herzen. Es ist hoffnunglos. Sie sind stärker. Dafür schaffen sie Arbeitsplätze und Sicherheit, womit es sich gut leben lässt. Sie wissen eben, wo der Schuh drückt.

Du teilst Zeit, Raum, Dinge und dich selbst. Eigentum war Diebstahl. Meins ist deins. Nimm, was du brauchst, in der Ecke steht das Zweirad. Von allen genossen, von niemandem besessen. Warum weinst du? Hat dich wer verletzt? Du kannst nicht immer geben und nie nehmen? Du wirst ausgenutzt. Du wirst geteilt. Entzweit. Du bist einsam: Es ist dunkel, es ist kalt, es ist oberflächliches Geschwätz, dieses «Wir» – das ist gemein.

* fühlte sich nicht zugehörig, in dieser kategorisierten Welt. Die sogenannt alternative Subkultur war in der eigenen Schublade erstickt und * mit ihr. Überall diese Gruppen,

DIESER TEXT WURDE VON MINDESTENS 48 MENSCHEN GEMEINSAM GESTALTET. AUSGANGSSITUATION WAREN ZWEI ÖFFENTLICH ZUGÄNGLICHE WEB-DOKUMENTE MIT DEM TITEL «30 SEKUNDEN KOLLEKTIVITÄT / 30 SECONDS OF COLLECTIVITY». ÜBER E-MAIL-LISTEN WURDE ZUR MITGESTALTUNG AUFGEFORDERT UND DIE ENGLISCHE VERSION ANSCHLIESSEND MIT DER DEUTSCHEN FUSIONIERT. ALLES IST MÖGLICH. (UND MEHR).

Menschengruppen, Ideengruppen, Handlungsgruppen, Wohngruppen, Arbeitsgruppen, Bildungsgruppen, Essgruppen, Ich-Gruppen, Du-Gruppen, Wir-Gruppen, Sie-Gruppen. * schritt über das eigene Vorstellungsvermögen hinaus, die enge Gestalt der Worte hinter sich lassend, in die Strukturlosigkeit. Kollektivität beginnt, wo Kategorien aufhören.
(*wortlose Kommunikation*)

Wie weit soll, kann, muss, darf Kollektivität gehen?

Als **Fähigkeit**, gemeinsam frei zu arbeiten und auf vergangenen Errungenschaften aufzubauen, resultiert sie in einer gerechteren und geniessbareren Welt, einer Gemeinschaft in Solidarität. Als Fähigkeit ist sie in uns und wird zur Frage des Willens, sich mutig frei zusammenzuschließen, um gemeinsam selbst gewählte Wege zu beschreiten. Als Fähigkeit hiesse die Aufgabe für eine Kollektivität, sie zu teilen, sie einander beizubringen, über sie zu sprechen, sie zu reflektieren, vor allem aber, sie gemeinsam zu tun. Kollektivität ist Wille zur Tat

Alleine machen sie dich ein. Deshalb ist sie mehr als die Summe ihrer Teile. Sie ist die kreative Macht der Masse. Sie ist die Macht, welche den dualen Rhythmus der Revolution versteht: Die Überwindung des Alten und der Aufbau des Neuen verlaufen nicht in chronologischer Abfolge, viel eher sind sie ineinander verschachtelt, überlappend und nehmen vielseitige Formen und Farben an. Es gilt deshalb, schlauer zu sein, beide Rhythmen wahrzunehmen und zu würdigen, um die Gräben, die sich zwischen uns auftun, zuzuschütten. Es ist dies das grösste Missverständnis unserer Zeit: Die schöpferische, kreative Zerstörung als die Art, wie wir Geschichte schreiben oder aber wie für uns Geschichte geschrieben wird. Entweder wir haben Ideen oder sie haben uns.

Die scheinbare Unsichtbarkeit unserer neuen Welt liegt an unserer konservativen Vorstellung von **Umbruch**. Alltagsrevolutionen wiegen nicht leichter als Demonstrationsumzüge. Kollektivität liegt auch im Kleinen, im Detail. Sie kann überall sein. Sie ist überall. In einem Lächeln, zum Beispiel.

Wer Altes überwinden möchte, entlarvt **Altes**, stellt es bloss, attackiert es, zeigt dessen verheerende Auswirkungen auf. Multis, Banken, Kapitalflüsse, Entfremdung, Ein-dimensionalität, Hunger, Krieg, Not, Tod. Anti-G8, Kopenhagen 2009, Steine, Wut, Polizeigewalt. Wer Altes überwinden möchte, spricht von Kapitalismus, von Kapitalisierungsprozessen, von Ausbeutung, von Arbeitsteilung, von Privateigentum, vom zu überwindenden Staatsapparat, vom Ein- und vierzigstundenprowochezwang. Wer Altes überwinden möchte, versucht ein «Wir» zu schaffen, das sich gegen ganz konkrete Dinge abgrenzt, ein «Wir», das eine bestimmte Vergangenheit hinter sich lassen möchte. Verbindend in diesem «Wir» ist die Ablehnung der Welt, wie sie ist.

Wer **Neues** aufbaut, möchte von Altem oft nichts mehr hören, weil negative Energien sich vermehren. Wir wollen anders sein. Wir wollen neue Realitäten schaffen, wir wollen Liebe und Freundschaft, wir wollen Solidarität, wir wollen Offenheit, wir wollen eine Zurkenntnisnahme und Feier unserer gegenseitigen Abhängigkeit. Wir

wollen sie hier und jetzt. Wir wollen Steine zum Aufbau. Wir wollen keine Grenzen. Wer Neues aufbaut, versucht ein «Wir» zu schaffen, das nach vorne schaut, in die Zukunft. Verbindend in diesem «Wir» ist die Welt, welche wir schrittweise gemeinsam entstehen lassen.

Erst durch Kollektivität wird es möglich, diese beiden Rhythmen so miteinander zu leben, dass Entfremdung und Isolation unsere Bemühungen und Kämpfe nicht bremsen. «Ne touche pas à mon pote.»²

Das Unbehagen an der Kollektivität ist mehr als ein Symptom für eine Politik des liberalen Individualismus. Desillusionierung nach 1968 hilft niemandem. Kollektivität heißt **Kooperation**.

Kollektivität ist temporär, ein 30-Sekunden-Moment, den wir in die Länge zu ziehen versuchen wollen. Wir streben zueinander hin, wir suchen einander, finden einander und verlieren einander manchmal wieder. «Wir» ist ein **Prozess** der Kommunisierung und Kollektivisierung, weil die Zeit der -ismen vorüber ist. Kommunismus, Sozialismus, Basisdemokratismus? Als statische Endprodukte haben sie uns ins Verderben gestürzt, weil wir sie nicht erreicht haben. Als Endprodukte waren sie messbare Einheiten. Einheiten, die bewertet werden können. Als Endprodukte sind sie starre Räume, die ausschliessen und einschliessen, Räume mit Grenzen. Kommunisierung heißt eine Welt vieler Welten, allesamt anders als Ausbeutung, in denen wir einander finden und gemeinsam Wege gehen, hier und jetzt.

Dies ist keine Identitätskrise, dies ist kein Text und Wir ist erst der Anfang.

¹ «Wer zum Teutates bist du?»

² «Fass meine Freunde nicht an» ist der Slogan mehrerer Kampagnen, welche als Antwort auf die rassistische Immigrationspolitik Chiracs Mitte der 1980er-Jahre durch SOS Racisme ins Leben gerufen worden sind. Der Slogan hat an Aktualität, auch hierzulande, nicht verloren.

Ein-hegung

Geschichtlich bezeichnet Einhegung die gewaltsame Umwandlung von Gemeindeland in Privateigentum durch den englischen Landadel seit dem 15. Jahrhundert. Pächter sollten vor allem Schafzucht betreiben, um die wachsende Nachfrage nach Schafwolle durch die sich entwickelnde Tuchmanufaktur zu befriedigen. Die Allmenden wurden

mit Hecken abgegrenzt. Seit dem 18. Jahrhundert wurden spezielle Gesetze für die Einhegung des Gemeindelandes erlassen. Die bisher freien Bauern, die die Allmenden vornehmlich als Viehweide genutzt hatten, wurden durch die Einhegung wirtschaftlich ruiniert und mussten sich anderweitig verdingen. In der aktuellen Commons-Dis-



Kleber «Frecher Junge», 27.04.2007, Tramhaltestelle Wander, Bern

LITERATUR:

Über «Wir»:

John Holloway: «Crack Capitalism», Pluto Press, London, 2010.

Deutsche Übersetzung: John Holloway: «Kapitalismus aufbrechen», Westfälisches Dampfboot, Münster, 2010.

Über Kollektivität in Tanz und Performance:

Bojana Cvejić: «Kollektivität? Sie meinen Kooperation!», www.republicart.net/disc/aap/cvejic01_de.pdf, 2005.

Zum Aufbruch erstarrter Denkmuster: Gilles Deleuze, Félix Guattari: «Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie», Merve, Berlin, 1992.

kussion bezeichnet der Begriff Einhegung auch andere Zugangsbeschränkungen zu vormals gemeinschaftlichen respektive öffentlichen Gütern. Die Privatisierung traditionellen Wissens durch Patente gilt als moderne Form der Einhegung.

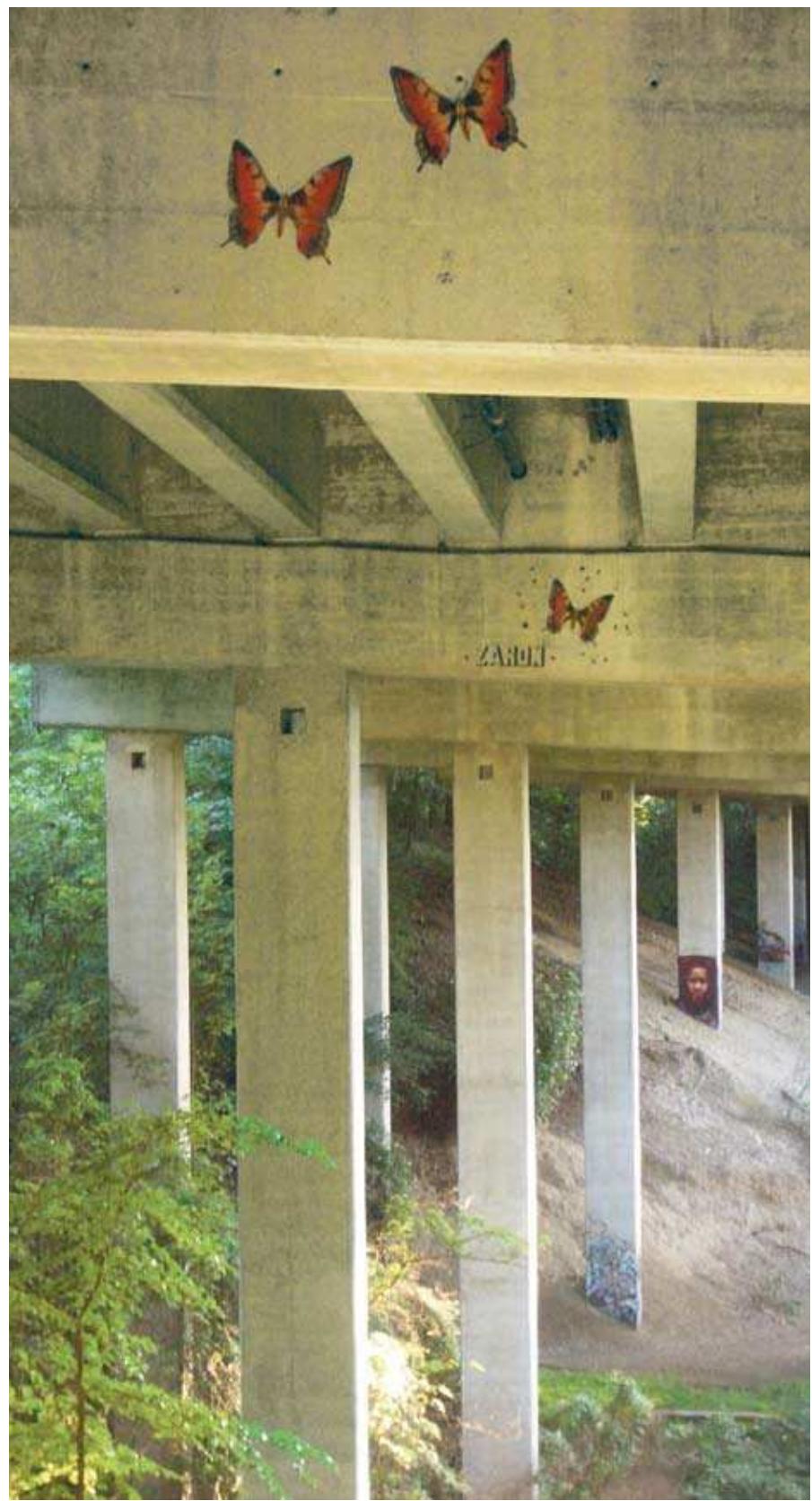
nach Michael Krämer, Inkota-Brief Nr. 153

SAATGUT, EIN GEMEINSCHAFTSGUT?

DER ANGRIFF DER SAATGUTMULTIS AUF GENETISCHE VIELFALT UND JAHRTAUSENDE ALTES WISSEN

BENNY HÄRLIN. SEIT RUND ZEHNTAUSEND JAHREN WIRD SAATGUT VERBESSERT UND DAS GEMEINSAME WISSEN DARÜBER WEITERGEGEBEN. SEIT EINIGEN JAHRZEHNTEN VERSUCHEN KONZERNE DESSEN FREIE NUTZUNG MEHR UND MEHR EINZUSCHRÄKEN. NACHZUCHTVERBOTE, LIZENZGEBÜHREN UND PATENTE ERMÖGLICHEN ENORME GEWINNE FÜR WENIGE, WÄHREND ZUGLEICH GENETISCHE VIELFALT UND TRADITIONELLES WISSEN VERLOREN GEHEN. DOCH ES GIBT AUCH VERSUCHE, DEN FREIEN AUSTAUSCH VON SAATGUT ZU RETTEN.

Als vor rund zehntausend Jahren unsere Vorfahren anfingen, Gräser und Knollen nach Ertrag, Geschmack, Widerstandsfähigkeit und anderen nützlichen Kriterien zu selektieren, und damit den Grundstein für das vielleicht älteste Kulturerbe der Menschheit legten, hätten sie sich wohl kaum träumen lassen, dass einmal eine Handvoll transnationaler Konzerne Saatgut als Privateigentum betrachten und immer ausgefieiltere Strategien entwickeln würde, andere daran zu hindern, es zu nutzen oder zu vermehren. Dass einmal die grösste Samensammlung der Welt in einem Bunker im ewigen Eis von Spitzbergen, fernab aller fruchtbaren Ebenen lagern würde, wäre wohl kaum einer der Millionen von Saatguthüterinnen in den Sinn gekommen, die seither von Generation zu Generation stets die besten Samen für die nächste Aussaat verwahrten und selbst bei Hungersnot nicht herausrückten. Verhungert sind Mitarbeiter_innen des Vavilov-Instituts in Leningrad, als die Deutschen 1941–1944 die Stadt belagerten. Das Saatgut ihrer einmaligen Sammlung aus aller Welt aber rührten sie nicht an. Sie taten dies in dem Bewusstsein, einen für die Allgemeinheit und für künftige Generationen einmaligen Schatz zu hüten. Auch heute erhalten Züchter_innen aus aller Welt auf Anfrage kleine Portionen des Saatguts vom Vavilov-Institut aus St. Petersburg ebenso wie von der deutschen Genbank in Gatersleben und von anderen öffentlichen Institutionen, die einen Teil der Samenvielfalt dieser Welt verwalten und erhalten.



Schmetterlinge, 30.05.2007, Autobahnviadukt A1, Bern

Die globale Gen-Oligarchie

Aus den Tiefen der Saatgutsammlungen von Monsanto, Syngenta oder BASF dagegen gibt es kein Korn. Im Gegenteil: Wo sie mit öffentlichen Institutionen kooperieren, stehen am Anfang komplizierte Verträge, in denen sie sich nicht nur die Rechte an dem, was sie selbst einbringen, sondern an der Verwertung der Ergebnisse vorbehalten. Dies gilt auch für Datenbanken, in denen heute mehr Privatunternehmen als öffentliche Einrichtungen Gensequenzen einzelner Pflanzen sammeln und online verfügbar machen. Der letzte, öffentlich höchst umstrittene Schritt ist die Patentierung von Pflanzen und Tieren, aber auch von einzelnen Gensequenzen. Allein deren Isolierung gilt dabei als erforderlicher Akt, der exklusive Rechte begründen soll. Grossunternehmen überziehen einander mit Patentklagen, die meist zu aussergerichtlichen Einigungen führen. Kleine Bauern, Züchter, aber auch die öffentliche Wissenschaft können bei diesem Millionen-Poker nicht mithalten. Das Risiko jahrelanger, teurer Gerichtsverfahren reicht in aller Regel bereits als Abschreckung. Eine globale Gen-Oligarchie bemächtigt sich so der Grundlage unserer heutigen Ernährung und des genetischen «Rohstoffes» künftiger Sorten. Auf über 500 sogenannte stressrelevante Gene hatten die Firmen BASF, Monsanto, Syngenta, Dow und Dupont 2008 bereits Patentansprüche angemeldet: Wer immer in den nächsten Jahren über Trockenheits-, Überflutungs- oder Salz-Toleranz der wichtigsten Ernährungspflanzen forscht, wird früher oder später unweigerlich mit ihren Rechtsabteilungen Bekanntschaft machen. «Einige Saatgutunternehmen geben bereits weit mehr Geld für Rechtsanwälte als für Forschung aus», schreibt der 2009 erschienene Weltagrarbericht. «Dieses Übergewicht der Rechts- über die Forschungskosten, um sich durch das Patent-Dickicht zu kämpfen, mag öffentlichen Forschungsinstitutionen eine Warnung sein, dass kommerzielle Züchtungspraktiken zur Herstellung öffentlicher Güter kein optimaler Weg sind.»

Der Verlust der Vielfalt

Weil das Bessere der Feind des Guten ist und die Maximierung des Ertrags in Monokulturen sich als überlegener wirtschaftlicher Ansatz auf dem Weltmarkt erwies, ist die Vielfalt der in der Landwirtschaft eingesetzten Pflanzen und die genetische Vielfalt ihrer Sorten in Laufe des vergangenen Jahrhunderts dramatisch gesunken. 90 Prozent unserer Getreideproduktion beruhen heute auf vier Pflanzen: Mais, Reis, Weizen und Roggen. 75 Prozent der Anfang des letzten Jahrhunderts noch verfügbaren Sorten sind nach Angaben der FAO weltweit verschwunden. Daran hatte die «grüne Revolution» des vergangenen Jahrhunderts vor allen Dingen in Asien einen entscheidenden Anteil: Hochleistungssorten, die durch optimierte Aufnahme von Kunstdünger gewaltige Ertragssprünge sicherten, allerdings auch massiven Pestizideinsatz verlangten und häufig mehr Kalorien um den Preis geringerer Qualität produzierten, verdrängten nicht allein die herkömmlichen regionalen Sorten auf dem Felde, sondern auch das Wissen um deren besondere Qualitäten. Sie vernichteten die traditionelle bäuerliche Saatgutkompetenz, meist eine Domäne der Bäuerinnen, und vielfältige gemeinschaftliche Kulturen des Austauschs und Erhalts dieses Wissens. In den goldenen Jahren der fossilen Landwirtschaft, deren Produktivitätssteigerung auf der Steigerung des Einsatzes von Energie und Maschinerie auf Kosten menschlicher Arbeitskraft beruhte, wurde diese Verarmung als Kollateralschaden des Fortschritts hingenommen. Erinnerungen an untergegangene Geschmäcker und vielfältige Kulturlandschaften, an gesunde Hausrezepte und regionale Eigenheiten galten als romantische Marotten jener, die nicht wissen, wie sich der Rücken nach einem Tag an der Hacke anfühlt, geschweige denn, was Hunger ist.

Landwirtschaft unter Druck

Heute steht die Landwirtschaft vor gänzlich neuen, epochalen Herausforderungen und zugleich vor einem Scherbenhaufen.

In den kommenden Jahrzehnten muss sie eine Steigerung des Nährwertes gerade der kleinbäuerlichen Produktion unter teilweise radikal veränderten Umweltbedingungen mit einem Bruchteil des bisherigen Einsatzes teurer und klimaschädlicher fossiler Energie und Chemie bewerkstelligen. Die einzige realistische Chance, dies zu erreichen, liegt in der Nutzung der Vielfalt: von Pflanzen, deren Anbau vernachlässigt wurde, von Sorten, die in Vergessenheit gerieten, von Anbaumethoden, Fruchtfolgen und Pflanzenkombinationen, die mit Mähdrescher und Spritzflugzeugen nicht realisierbar sind, von lokal angepassten Ernährungstraditionen und -innovationen. Dazu bedarf es des gemeinschaftlichen Einsatzes der Vielfalt des Wissens von Landwirten und Gärtnern, Waldnutzern, Fischern, Viehhaltern, Jägern, Schamanen, Hexen, Köchen, Sammlern und sonstigen Expertinnen und Experten vor Ort. Die faire und kreative Kombination solch lokalen und traditionellen Wissens und Saatgutes mit modernen Methoden der Wissenschaft und Kommunikation kann dabei gewaltige neue Potenziale erschliessen. Die Industrialisierung der Landwirtschaft und ihre ökonomischen Protagonisten haben grandios versagt. Der Wahn, landwirtschaftliche Produktion nicht den Umweltgegebenheiten anzupassen, sondern umgekehrt die Umwelt den Erfordernissen durch rationalisierter Produktion, hat buchstäblich abgewirtschaftet. Das daraus entstandene Prinzip der Privatisierung von Wissen und Technologie in immer schneller drehenden Produktinnovationszyklen steht der freien Entfaltung ganzheitlicher, multifunktionaler, nachhaltiger Erneuerung von Produktions- und Verbrauchskreisläufen im Weg, deren Ausgangspunkt immer wieder das Saatgut ist.

Dilemma globaler Zusammenarbeit

Was der Software das Open-Source-Prinzip ist, schien in der kommerziellen Saatgutproduktion mit dem internationalen Sortenschutzbereinkommen UPOV realisiert, das Züchtern ein exklusives Recht

Internationale Patentgesetze

Pflanzenmaterial ist ein gemeinsames natürliches Erbe der Menschheit, für das keine exklusiven Nutzungsrechte erteilt werden kann. – So lautete 1972 das Bekenntnis der Nationen an der UNO-Weltkonferenz von Stockholm. Dieses Paradigma brach 1980 zusammen, als Ananda Chakrabarty vor dem Obersten US-Gerichtshof ein Patent auf ein ölfressendes Bakterium erstritt. Da durch die Anwendung von Gentechnologie genetisches Material verändert werden

kann, könne man auch lebende Produkte als gemachte Erfindungen betrachten, lautete das Urteil des Richters. Grundsätzlich muss eine Erfindung drei Kriterien erfüllen, um patentierbar zu sein – Erfindungshöhe, Innovation und Nützlichkeit. Patente auf Leben scheitern meist an den ersten beiden Kategorien. Dennoch wurden in den letzten Jahrzehnten immer umfassendere Patente auf belebtes Material und das Wissen um deren Nutzung vergeben.



zum Verkauf ihrer Sorten einräumt, aber das Saatgut als Ausgangsmaterial für neue Züchtungen und für die eigene Vermehrung frei verfügbar hält. Durch die Integration von Patentrechten und ein rigides Kontrollsysteem, mit dem zusätzliche Gebühren für die Nachzucht eingetrieben werden sollen, hat es mittlerweile sein ursprüngliches Anliegen weitgehend verraten. Auch staatliche Sortenprüfungsgegesetze wurden mehr und mehr zu Instrumenten der Verhinderung des freien Austausches von Saatgut. Internationale Vereinbarungen, die dem Erhalt der Vielfalt, freiem Zugang und gleichzeitig dem Schutz traditioneller Rechte an sogenanntem pflanzengenetischem Material dienen sollen, sind zu Anhängseln privater Verfügungsmacht über das Saatgut verkommen. Sowohl das bis heute unvollendete Konzept von «Access and Benefit Sharing» im Rahmen der Konvention für Biologische Vielfalt (CBD) als auch das Übereinkommen über Pflanzengenetische Ressourcen für Ernährung und Landwirtschaft (ITPGR) formulieren letztlich nur die Absicht, einen minimalen Prozentsatz des aus Patent- und Lizenzgebühren gewonnenen Profits den Bauern und Gemeinden zukommen zu lassen, die seine Grundlagen geschaffen haben. Den Regierungen, die die Privatisierung des «geistigen Eigentums» an Saatgut anerkennen, versprechen sie ein Trinkgeld aus der Portokasse. Das Dilemma der gemeinschaftlichen Nutzung ist, dass jede Form des freien Zugangs zu Saatgut so lange auch ein Einfallstor der Enteignung ist, wie parallel dazu Patentrechte existieren. Das Ende der Patentierbarkeit von Saatgut und natürlichen DNA-Sequenzen ist deshalb die Voraussetzung für eine rechtliche Wiederaneignung dieses Erbes der Menschheit als Gemeinschaftsgut.

Copyleft für Saatgut

Praktische Ansätze, Saatgut als Gemeinschaftsgut zu behandeln, gibt es dennoch. Nur in wenigen Staaten der Welt und bei wenigen Cash Crops werden Saatgutmultis sich gegen ein (legal oder nicht) gemeinschaftlich durchgehaltenes Prinzip «Zahle niemals für Samen, die auf deinem Acker gewachsen sind» tatsächlich durchsetzen. Alle öffentlichen und gemeinschaftsorientierten Züchter und Institutionen, die Saat-

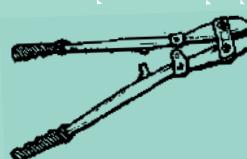


Lego-Piece, 08.08.2008, Bahnhof Bern Ausserholligen (BLS-Linie Richtung Schwarzenburg)

gut zur Verfügung stellen, sollten in Zukunft eine am «Copyleft» der Software-Community orientierte Bedingung daran knüpfen: Neue Produkte, die mit Hilfe dieses Materials entwickelt werden, müssen ebenso frei zugänglich bleiben wie das Ausgangsmaterial. Schliesslich ist es an der Zeit, dass der Staat seine Rolle bei der Saatguterhaltung und -entwicklung überdenkt: Öffentliche Forschung, Entwicklung und Erhaltung, die ausschliesslich öffentlichen Zielen dient, ist dringend erforderlich. Sie kann übrigens auch durch Beauftragung privater Züchter und Unternehmen erfolgen. Der Erhalt alter Sorten, die möglicherweise nicht nur einmalige Geschmackserlebnisse, sondern auch entscheidende Vorteile bei der Anpassung an den Klimawandel bergen, ist die Domäne von Gärtner_innen, von «Amateuren» und Sammlerinnen geworden, die sich allerdings wachsenden Zuspruchs erfreuen und möglicherweise

auch im öffentlichen Bewusstsein den Keim einer Renaissance des züchterischen Wissens legen. «Participatory plant breeding», die Beteiligung der Bäuerinnen und Bauern an der Entwicklung neuer Sorten, ist eine zwar kleine, oft verlachte, doch vielversprechende Nische in der öffentlichen Züchtungsforschung Asiens und Afrikas, wo sie an noch nicht gänzlich untergegangene Traditionen anknüpfen kann. Daraus können wir auch hier im Norden lernen: Tradition und Vielfalt auf der einen Seite und ökologische wie gesellschaftliche Nischen auf der anderen sind es, in denen die unvermeidliche Revolution einer neuen, gemeinschaftlichen Saatgutkultur keimt.

Dieser Artikel erschien erstmals im Inkota-Brief Nr. 153. Benny Härlin arbeitet bei der deutschen Zukunftsstiftung Landwirtschaft und koordiniert die Kampagne Save Our Seeds.



Wir touren nicht nur durch die Lorraine!

passive attack
die promotions alternative

www.passiveattack.ch

Nimm dir Zeitpunkt!


**VERÄNDERUNGEN
KANN MAN NICHT
BESTELLEN**
aber die Anregungen dazu!

Der Zeitpunkt ist *die* gepflegte Alternative zum Zynismus und zur Gleichschaltung der Massenmedien. Er bietet Journalismus mit Kopf, Herz und Hand für intelligente Optimistinnen und konstruktive Skeptiker. Er zeigt, wie die grossen Schwierigkeiten dieser Zeit zur grossen Chance werden. Er putzt trübe Scheiben, macht Mut und vernetzt mit Organisationen, in denen Pioniergeist weht.

Unser Vorschlag zum Kennenlernen:
Ein Schnupperabo mit 3 Nummern à Fr. 20.– (statt 30.– am Kiosk).

Garantie: wenn die erste Nummer nicht gefällt, genügt eine Mitteilung zur Stornierung.

ZEITPUNKT
Werkhofstr. 19, 4500 Solothurn, T 032 621 81 11
www.zeitpunkt.ch



Regula Rytz, Gemeinderätin:
**«AKW sind ein Klumpenrisiko – finanziell,
wirtschaftlich und für die Umwelt.
Nein zum Ersatz des AKW Mühleberg
am 13. Februar!»**



Grünes Bündnis
www.gbbern.ch



Brasserie Lorraine – Selbstverwaltet seit 30 Jahren

Kommt vorbei und feiert mit uns!

Konzerte | Comixmalwettbewerb | Ausstellungen |
Infoveranstaltungen | Spezialitätenabende | Flohmi |
und vieles mehr...

Quartiergasse 17, 3013 Bern
031 332 39 29, info@brasserie-lorraine.ch

Hier kannst Du mich finden, wenn Du mich suchst


CAFE KAIRO

POLITISCH KORREKT

FAIR & BIO



QUARTIERHOF 1 // 3013 BERN
031 331 66 67 // q@lorraine.ch

WIDERSTAND GEGEN GEN-KOLONIALISMUS

EIN KORN MIT WIRKUNG

REBECKA DOMIG. WAS PASSIERT, WENN JEMAND IN DEN USA EIN PATENT AUF EIN SÜDAMERIKANISCHES LEBENSMITTEL ANMELDET? VIELFACH GESCHIEHT NICHTS. ZU TEUER SIND DIE JURISTISCHEN VERFAHREN; ZU UNKLAR IST DIE GESETZLICHE LAGE FÜR DIE BENACHTEILIGTEN. BEI DEM US-PATENT AUF QUINOA VERLIEF DIE GESCHICHTE JEDOCH ANDERS.

Quinoa wird in den Anden seit mehr als 6000 Jahren angebaut und ist damit eine der ältesten Nutzpflanzen der Welt. Neben Kartoffeln und Mais war dieses Pseudogetreide eine Hauptnahrungsquelle für die Inkas. Quinoa wurde als Geschenk der Götter betrachtet und spielte in religiösen Zeremonien eine wesentliche Rolle. Der Anbau der Pflanze wurde von den spanischen Kolonialmächten unter Androhung der Todesstrafe verboten. Die Besetzer_innen sahen in Quinoa den Grund für die körperliche Stärke und den spirituellen Widerstand des Volks. Mit der Einführung von europäischen Getreidesorten wurden die bestehenden soziokulturellen und ökonomischen Strukturen weiter zerstört. Stigmatisiert als Armenbrot und Nahrungsquelle der indigenen Bevölkerung, fand Quinoa im 20. Jahrhundert kaum mehr Verwendung. Ein neu erwachendes globales Interesse an Biodiversität und die Suche nach alternativen Proteinquellen änderten dies. Quinoa ist nicht nur im Anbau anspruchslos und robust, sondern besitzt zusätzlich beträchtliche Nährstoffwerte. Um von der wachsenden Nachfrage besser profitieren zu können, organisierten sich Kleinbetriebe in nationalen Kooperativen, welche den Handel übernahmen.

Von der Kraftquelle zur Geldquelle

Nachdem Wissenschaftler_innen 1994 Proben von Quinoapflanzen rund um den Titicakasee gesammelt hatten, erhielt die Universität von Colorado ein Patent für eine bolivianische Sorte namens «Apalewa». Für die kommerzielle Nutzung ist eine spezielle Eigenschaft dieser Spezies von Bedeutung: Teile der männlichen Pflanze sind unfruchtbar. Durch die Kreuzung mit anderen Sorten entsteht daraus eine Quinoapflanze, die einerseits ertragsreich ist, andererseits jedoch nicht weitergezüchtet werden kann. Bauern und Bäuerinnen sind entsprechend gezwungen, jedes Jahr wieder lizenzierte Samen einzukaufen. Mit dem Patent wurde Anspruch auf jede Kreuzung mit der sterilen männlichen «Apalewa»-Pflanze erhoben. Betroffen waren somit auch 43 weitere traditionelle Quinoasorten, welche von Ecuador bis Chile angebaut werden.

Organisierter und internationaler Widerstand

Alejandro Bonifacio, bolivianischer Quinoa-Experte, erklärt die Tragweite des Falls für die kleinbäuerlichen Kooperativen so: «Wäre das Patent in Kraft getreten, wären die Exporte auf die wachsenden Absatzmärkte in Nordamerika und Europa bedroht gewesen. Gleichzeitig hätte es sich auf die lokale Produktion ausgewirkt.» Unterstützt von internationalen Organisationen machte die bolivianische Dachorganisation ANAPQUI (Asociación Nacional de Productores de Quinoa) ihre Proteste gegen den Patentantrag 1997 öffentlich und trat vor die UN-Generalversammlung. Zeitgleich boten unabhängige US-amerikanische Wissenschaftler_innen an, eine DNA-Analyse der patentierten «Apalewa»-Sorte durchzuführen, um deren Zugehörigkeit zu den Anden zu beweisen. Der öffentliche Widerstand gegen das Patent durch die Bauern und Bäuerinnen war ausreichend. 1998 wurde das US-Patent 5.304.718 annuliert.

Natur befreien

Für die am Protest beteiligten Verbände ist es nur ein Etappensieg. Tausende Patente auf Natur und das Wissen um deren Verwendung warten noch darauf, durch eine Rückgabe der Rechte an die Menschen aufgelöst zu werden. Derweil suchen Nichtregierungsorganisationen neue Wege, um zu international rechtskräftigen Vereinbarungen zu gelangen, mit denen die Integrität der lokalen Bauernschaften gewährleistet und Biopiraterie gestoppt wird.

